P. o. germ. Lafontaine
783 s

Schilderungen
des
menschlichen Lebens
in Erzählungen.

Von
August Lafontaine.

Neunter Theil.

Die beiden Freunde.

Erster Band.

Halle und Leipzig,
in der Ruffschen Verlagshandlung.
1819.

Die
beiden Freunde.

Von

August Lafontaine.

Erster Theil.

Halle und Leipzig,
in der Ruffschen Verlagshandlung.
1819.

G. n. 3150

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die

beiden Freunde.

Erster Band.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Geh mit Gott, Wilm! sagte der Vater, und legt noch ein Mal seine Hand in des Sohnes Hand. Die Mutter schlägt noch ein Mal mit schweigender Zärtlichkeit den Arm um des geliebten Sohnes Schulter; aber des Sohnes Auge blitzt vorwärts. Vater! sagt er lächelnd: leb wohl! Ich komme ja bald wieder! Gott mit dir, gute Mutter! Und nun seht ihn dahin schreiten mit weitem Schritt, die schwarzen Locken aus der Stirn wischend, mit dem Dornenstock in die Luft hauend. Nun fliegt er laufend den Hügel hinan, auf dem eine junge Eiche steht, sein Bild, die er selbst als Kind dahin gepflanzt hatte.

Er schaut zurück nach dem Dorfe, nach dem Kirchthurme, nach der Försterwohnung im Grün der Linden, nach der Eltern Hause, als wollte er das Bild auf ewig in seine Seele drücken. Dann fliegt er den Hügel hinab;

das Dorf ist verschwunden, und vor ihm liegt die weite Welt, in die er einzieht, wie in das Wunderland seiner Jugendphantasien.

Er ist in den Wonnemond des Lebens getreten, in sein achtzehntes Jahr, in dem die Pulse des Herzens, und die Lebenspulse der Schöpfung nur süße Schauer des Entzückens sind, und diese Schöpfung steht mit offnen Liebesarmen vor ihm. Er dringt hinein mit dem vor Hoffnung schlagenden Herzen, den blauen Bergen zueilend, die den fernen Horizont bekränzen.

Betrachtet das große, blitzende, schwarze Auge, unter der edlen, reinen Stirn, den unschuldig lächelnden Mund des Liebesgottes, die schlanke, stolze Gestalt Apolls, die gewölbte Brust voll Muth und Lebenslust, den trotzigen, raschen Gang, das kecke und doch so unschuldige Wesen des ganzen Wilms, und ihr müßt ihn lieb haben, ihr mögt wollen oder nicht.

Von dem Uebrigen läßt sich nicht viel sagen; denn daß er in der Kleidung um einige

Jahre zurück war, daß er, der jeden vorwärts fliegenden Schmetterling begrüßt, und jeder Wolke etwas zu sagen hat, in der nächsten Stadt jeden Vorübergehenden ehrerbietig grüßte, und jedes Frauenzimmer unter einem noch ehrerbietigern Bücklinge, und unter einem freundlichen mädchenhaften Erröthen vorüber gehen ließ, daß er bei jedem Kinde lächelnd wie ein Kind selbst, stehen blieb, waren kleine Flecken seiner Erziehung. Er glaubte fest, daß jeder Mensch sein naher Verwandter wäre. War doch sogar zwischen der todten Natur und seinem Herzen ein Band der Liebe. War das seine Schuld? frage ich. Sein Vater hätte das besser verstehen sollen, und verstand es besser.

Aber sein Vater hatte nie mit der Welt recht zurecht kommen können; obgleich er in der Welt, und noch mehr, in dem Kabinette eines Fürsten als Kabinetsrath gelebt hatte.

Er hieß Dammann. Von einem strengen Vater, einem wohlhabenden Bürger, der im

Rath saß, streng in den Bürgerpflichten, die der Vater für das Höchste hielt, erzogen, nahm der Sohn die strengen Grundsätze der Gerechtigkeit von seinem Vater an. Von der Mutter erbte er eine warme Phantasie, Talent für die Musik, und für alle Künste, und eine rege Beweglichkeit der Seele. Dem Vater zu Liebe studirte er auf der Schule unter der Anweisung eines gelehrten Rektors die alten Sprachen gründlich, und alle Welt liebte ihn des Erbtheils willen, das er von seiner Mutter hatte.

Sein Vater hatte ihn für die Syndikusstelle seiner Vaterstadt bestimmt. So studirte der junge Mensch auf der Akademie mit angestrengtem Fleiß die Rechte, auf seines Vaters Antrieb das Stadtrecht; das brachte ihn zum Studium der Landesverfassung, die er auf das allergenaueste kennen lernte. Dabei machte er niedliche Verse, trieb Musik, zeichnete, erzählte vortrefflich, war der Liebling der gebildeten Gesellschaft.

O es konnte ihm ja nicht fehlen. Denn da die Stände den Landesherrn verklagten wegen erhöhter Steuern, der Fürst einen Mann suchte, der die Landesverfassung kannte, um in seinem Kabinet als Sekretär zu arbeiten: so schlug man ihm den jungen Dammann vor. Er kam ins Kabinet. Er gefiel dem Fürsten mehr um seiner Mutter als um seines Vaters Erbtheil willen. Er wurde Kabinetsrath. Aber nun zeigte es sich, daß man einen Fehlgriff gethan hatte. Denn der Kabinetsrath war nicht zu bewegen, die Rechte des Landes zu beeinträchtigen.

Man meinte den fröhlichen Menschen leicht zu fangen; aber man stieß auf den Felsen der Gerechtigkeitsliebe, die er von seinem Vater hatte. Der Fürst zürnte. Es gieng, wie's immer geht. Er wurde aus dem Kabinette entfernt, besonders da er noch obeninn den Muth hatte, die Tochter von seines Vaters Nachbar, eines kleinen Krämers, die er lange geliebt hatte, zu heirathen.

Die Bürger seiner Vaterstadt wählten ihn in den Rath; aber in dem vorigen Kampfe, in dem er sich wehrte wie ein Mann, hatten einige mit vergifteten Waffen nach seinem Herzen gezielt und hatten getroffen, so, daß er des Kampfes ganz und gar müde war. Er hatte in den sechs Jahren seines Kabinetsdienstes die Menschen von Seiten kennen gelernt, daß er froh war, nichts mehr mit ihnen zu thun zu haben.

Ich habe, sagte er seinem Vater: meinem Vaterlande nun mein Opfer gebracht. Ich bin fertig!

Der Vater antwortete: ein ehrlicher Mann kämpft bis er siegt oder fällt.

Da hob der Sohn das Auge mit einer Thräne gegen den Vater und sagte: ich bin gefallen, Vater! Er dachte mit einer schmerzlichen Empfindung daran, daß sein Jugendfreund, den er empor gezogen hatte, in den Reihen seiner Feinde gegen ihn gefochten. Das eben hatte den muthigen Mann gefällt.

Er nahm seiner Mutter Vermögen, kaufte über der Gränze ein beträchtliches Bauergut, baute das Haus aus, verschönerte den Garten, und zog mit seiner jungen Frau dorthin.

Wir werden hier glücklich seyn, lieber Karl! sagte die junge Frau, da sie mit ihrem Manne über die Schwelle des Hauses trat, ihrer Liebe und seinem Herzen vertrauend.

Ich kenne die Menschen, welche die Welt Glückliche nennt, Jettchen. Aber wenn ich in deinen Armen, und in diesem Kinde — sie hatte ihren einjährigen Sohn auf den Armen — das Glück des Lebens nicht finde, so zweifele ich, daß es überhaupt im Leben zu finden ist.

Es gehören doch noch allerlei Kleinigkeiten dazu, lieber Mann, denke ich. So ein hübsches Häuschen wie dieses.

Und mein Fortepiano.

Und das Gärtchen mit dem Pavillon.

Und die reizende Gegend mit den Höhen umher.

Selbst dein Titel, Kabinetsrath, den sie dir doch nicht nehmen können.

Und meine Bücher.

Und einmal die Erbschaft deines Vaters.

Ja, die, Jettchen! vor allen andern, und meiner sanften, menschlichen Mutter Erbschaft.

Er meinte ganz etwas Anderes, als Jettchen.

Und die Gesundheit! fuhr Jettchen fort.

O die schöne Gabe des Himmels! An Leib und Seele. Ach, Jettchen, es gehört viel zum Glück und wenig, und das Viel und Wenig habe ich ja in deinem unschuldigen, treuen Herzen gefunden.

Jettchen war besser als sie dachte. Selbst ihres Mannes Titel, so lieb er ihr war, hätte sie für ein Lächeln des Kindes gegeben.

Sie war der Arbeit aus ihres Vaters Hause her gewohnt. Sie griff also muthig in ihr jetziges Leben. Selbst ihres Mannes Titel wurde etwas Gutes für sie. Sie hatte ihn zu

ehren, und so sank sie nicht zu einer Bäuerin hinab, was ihr Mann in einer poetischen Uebereilung vielleicht gewünscht hätte. Alles gedieh unter ihrer muthigen Heiterkeit, und in mancher trüben Stunde, wo ihr Mann an den ehmaligen Kreis seiner Wirksamkeit mit Unruhe dachte, fand er in ihren Armen, in ihren frohen, glücklichen Augen, in dem einfachen Gesange, womit sie, ihren Sohn an der Hand, durchs Haus trallerte, schönere Stunden, als ihm seine Philosophie, seine Bücher, die schöne Gegend umher und Mozarts Harmonien geben konnten, so fest sie auch auf ihren Titel: Frau Kabinetsräthin! hielt, und alle Jahre ihre Vorhänge vor den Fenstern nach der Mode änderte, weil das, wie sie sagte, zu ihrem Glück, wie zu jedes Menschen Glück, nothwendig mit gehörte. Waren es denn wichtigere Dinge, die er mit zu dem Glück des Lebens rechnete? Stand er nicht eben so heiter vor einer Recension von einem Bändchen Gedichten, das er anonym, so daß Meusel den Namen Dammann nicht hat, heraus gegeben,

als Jettchen vor ihren neuen Vorhängen und auf einem hübschen Fußteppich unter dem runden Theetische, auf dem nie Thee stand?

Der Kabinetsrath hatte genug zu thun, die Welt voll rollender Wagen, voll Kronleuchter, die nichts beleuchtet hatten als seine Langeweile, den stolzen Kreis der gebückten Höflinge, die um Gehalt und Titel bettelten: und die sich an seine poetische Welt voll blühender Tempethäler, voll Göttertempel, voll Arkadischer Hütten, voll singender und tanzender Knaben und Mädchenchöre geschoben hatte, wieder zu vergessen: während seine Frau muthig beide Welten zu Einer machte, und in beiden glücklich war. Ich frage, wer war von beiden der Weise? Sie oder Er?

Aber er las sich doch wieder hinein, und wenn er seinen Wilm vor seinen Knien stehen hatte, und ihm erzählte von der Nausikaa, dem göttlichen Sauhirten, der treuen, klugen Penelopeia, und dem Helden Odysseus, der still ausharrte im Unglück, und immer den

Muth behielt, sein Vaterland wieder zu sehen und das treue Weib und den lieben Sohn: so wurde der erzählende Vater fast so vergnügt als der horchende Wilm. Und Vater und Sohn wallfahrteten nach der Büste Homers, die unter dem Spiegel stand, und die Mutter sah ihnen mit lächelnden Blicken nach, und sie wars wieder, die dem edlen Sänger einen Kranz von einem Oelzweige auf das Haupt setzte, wovon der Vater immer nur redete.

Der Vater hatte in seinen beiden Welten, der poetischen und der großen, viel zu viel gelebt, als daß er die Erziehung seines Sohnes als ein besonderes Departement seines Lebens hätte ansehen können. Er machte also weder große noch kleine Anstalten dazu, las weder den Emil, noch Plutarchs Abhandlung über die Kinderzucht, noch die vielen tausend scharfsinnigen Untersuchungen der Neuern über diesen Gegenstand, noch hätte er ein Turnbuch gelesen, hätte er jetzt gelebt. Er hielt, ohne daran zu denken, warum, das Leben für den

Erzieher des Lebens, im Grunde also den kleinen Wilm für seinen eigenen Hofmeister, und wie er gehen lernte, lernte der Kleine lesen und schreiben, und sein erstes Paradigma, was aber doch der Vater als eine Epoche in Wilms Leben mit einem kleinen Feste feierte. Die Mutter theilte das Leben in andere Epochen. Sie feierte das Fest seiner ersten Beinkleider, und so weiter, und beider Eltern Methoden vertrugen sich freundlich neben einander. Auf Odysseus Irrfahrten gab die Mutter die Prinzessin Schneeweiß in den Bergen mit ihren sieben Zwergen, und las er dem Vater ein Kapitel aus dem Nepos vor, so forderte seine Mutter ein Kapitel aus der Genealogie in der Bibel, und schenkte ihm keine Sylbe der schweren Namen. Sang der Vater ihm, den erhabenen Ernst auf dem Gesicht: In diesen heil'gen Hallen: so sang die Mutter ihm ein Volkslied vom armen vergifteten Henricus vor, und bei dem ersten Ton ihrer weichen Stimme schwamm des Kindes Auge schon in Thränen, bis seine Thränen der Mutter Thränen lockten.

Der Vater hatte, wie gesagt, nicht den Grundsatz, das Lernen weder zu einer Arbeit, wie einige behaupten, daß es seyn müsse, noch, nach anderer Meinung, zu einem Spiel zu machen. Er dachte nicht daran. Aber dem Knaben wurde das Lernen zum Spiel, weil der Vater nichts übertrieb, nicht mit dem Knaben über die Sprache philosophirte, sondern ihm heute eine Endung zeigte, und morgen wieder eine, woran er den Sinn des Worts erkannte, keiner Ausnahme von der Regel erwähnte — er ließ ihn die Regel aus der Menge Beispiele selbst machen — weil er ihm die Geschichte mit den kleinsten Umständen erzählte, die das Kind so sehr liebt, den Theseus, Herkules, Cyrus, Alexander, Socrates u. s. w. dramatisch ihm vor Ohr und Auge stellte. Der Kabinetsrath hatte ja die Englische Geschichte eben so aus dem Shakespeare gelernt, ehe er an Hume kam.

Es ist freilich nicht zu leugnen, daß der kleine Wilm die verwünschte Prinzessin in den

Bergen mit ihren Zwergen für eben so wahr hielt als den Polyphem mit seinem Einen Auge in seinen Felsen, daß er den Sultan aus tausend und eine Nacht kühn für einen Urenkel des Cyrus in gerader Linie in der Gesindestube ausgab.

Man mag das leicht tadeln; auch kam es dem Vater zuweilen wohl ein wenig seltsam vor; der Mutter nie. Indeß war das warme Leben, womit Wilm die Helden der Geschichte, und die edlen Thaten der Vorwelt, die in der Zauberglorie vergangner Jahrtausende leuchten, umfaßte, auch etwas werth. Er wußte nichts gründlich; aber menschlich. Er fing an die Bücher zu lieben, die sein Vergnügen und nicht seine Langeweile enthielten. Der Vater ließ es gehen; die Mutter meinte, es müßte so seyn.

Die übrige Welt, die ihn umgab, ließ ihn ganz ohne Ketten in ihr walten, wie er selbst wollte. Er durchzog die schöne Natur erst allein, dann in Gesellschaft mit des dortigen

Predigers Sohne; aber die beiden Knaben konnten nicht Eins werden. Des Predigers Sohn schien durch eine Ordnung in seinem Lernen weit vorauf. Er wußte eigentlich nur, daß er etwas, um welchen Preis, und zu welchem Zweck er dieses Etwas gelernt hatte. Der arme Wilm wußte von alle dem nichts. Eben weil alles, was er wußte, in seiner Brust sich lebendig regte, und mit lebendigem Hauch die Welt um ihn her erweckte, wie seine Stimme, sein Gesang das Echo im Felsen: so hielt er es für nichts mehr als sein armes Eigenthum, nicht für fremden, mühsam erworbenen Reichthum, wie sein Spielgefährt.

Beide Knaben wären vielleicht Eins geworden; aber beim Eintritt der Jünglingsjahre ging des Predigers Sohn auf die Schule. Wilm trauerte um ihn wie um den zärtlichsten Freund. Er schrieb seinen Namen in jeden schönen Baum, der seinen Blick anzog; er rief seinen Namen dem Echo im Felsen über den See zu, und des Echo's Stimme schien ihm

die Stimme des verlornen Freundes. Aber es war nicht die Freundschaft, die ihn traurig machte; es war nur die erste große Bewegung der umsponnenen Puppe, die der Frühling zum Leben erweckt.

Er ging über Höhe und Thal, allein, oft mit jedem Wanderer, sich sehnend irgend wohin, und doch so selig vergnügt. Er sehnte sich mit einer gleichen, süßen Betrübniß nach der ersten Schwalbe, nach dem ersten Schlag der Nachtigall, nach der Eskadron Husaren, die jährlich ein Mal durch seine Gegend zur Musterung zog.

In einer stillen, einsamen Felskluft saß er dann, mit seinem Homer, den er verstand, und sah hinüber nach den blauen, fernen Bergen, mit wachsender Sehnsucht, als wäre dort sein fernes Vaterland, als hielte ihn hier die Insel seines Dorfs, das keine Wege hatte in die Ferne, als nur seine Sehnsucht, seine Wünsche und seine Träume.

Diese Sehnsucht war es, nicht seines Vaters Unterricht, die ihn zum Dichter machte,

die ihn an seines Vaters Instrument führte, die ihn den Tanz wohlklingender Worte, und die schöneren Stimmen der Harmonie lehrte.

Er ging Tage lang um seinen Vater her, mit der stummen Bitte, ihm das Instrument mit auf sein Schlafzimmer zu geben; denn die lautlose Nacht war die schönere Welt geworden, die seine Sehnsucht nur — mehr erregte, nicht stillte.

Sein Vater schenkte ihm zu seinem Geburtstage ein Instrument. Wie glücklich war er, daß er nun seinen wunderbaren Träumen Worte und Töne geben konnte. Seine Gedichte, die er sehr geheim hielt, waren regellose Aufwallungen, ein verschlungenes, dunkles Labyrinth von kühnen Bildern, voll Trauer und Schmerz; und doch war Niemand glücklicher als Wilm, wenn er zu Worten, die er halb sprach und halb sang, seine Akkorde griff, und es ihm war, als sänge sie ein großes Echo der Natur, als wären es die Stimmen der Nacht oder eines erhabenen, unsichtbaren Geistes.

Er sah des Försters Tochter, die, den Strohhut auf den blonden Locken, ein Körbchen mit Erdbeeren am Arm, aus dem Walde kam, mit schnellen Schritten dahin eilte. Er sah der schlanken Gestalt nach, bis das weiße Gewand sich hinter den Linden vor ihrem Hause verlor, und in seiner Brust lag eine Welt voll dunkler Bilder und voll Seufzer. Ihr Vater, ein roher Mensch, den er nicht liebte, ging von jetzt an in dem Schimmer des Jägerliedes von Göthe, und das Mädchen war ihm Nausikaa. Aber je größer seine Sehnsucht wurde, desto versteckter hielt er sich. Er hatte nicht den Muth ihr in den Weg zu treten. Er bog ihr aus, wenn sie ihm begegnete; aber seine Gedichte, seine nächtliche Musik, die noch trauriger wurden, sagten ihr seine Liebe. Sie trug die ganze Schönheit der Natur an sich. Unter ihren Schritten sproßten Blumen, ihr Lächeln zauberte einen reichen Frühling hervor.

Aber es war die Liebe nicht, die seine Brust so gewaltsam bewegte: es war nur die zweite große Bewegung der Natur in seinem jungen Herzen.

Diese Empfindung war ihm so heilig, daß er sie vor sich selbst verbarg. Je heißer er liebte, desto entfernter hielt er sich von dem Mädchen, so entfernt, daß das Mädchen nicht ahnte, daß der junge Mensch wie ihr Schatten sie auf allen ihren Wegen umschwebte; nicht ahnete, daß er wie ein Geier auf ein Band los stieß, das ein Dornenzweig ihr entriß, das Band in den zitternden Händen hielt, es nicht ein Mal zu küssen wagte.

Es war nicht die Liebe, es war sein Herz, das sich bewegte.

Das schimmernde, dunkle Auge des Jünglings, seine Stille, die mit der Heftigkeit abwechselte, das rastlose Treiben um nichts, die wilde Musik, die sich in schmelzende, trauernde Akkorde verlor, fingen den Vater an zu beunruhigen.

Er brachte nichts von dem jungen Menschen heraus, als eine glühende Wange, und eine höhere Unruhe. Der Vater hatte nichts übrig, als den Jüngling mehr zu beschäftigen. Er fing an planmäßiger mit ihm die alte Geschichte zu treiben. Er las den Livius mit ihm, den Herodot, den philosophischen Polybius, den strengen Tacitus, Plutarchs freiheitsathmende Lebensbeschreibungen, und er redete mit ihm Stunden lang über das was sie gelesen. Er machte Bemerkungen aus seinem eigenen Leben im Kabinette dazu. Dieses Jahr entzündete in der Brust des Jünglings die Sehnsucht nach Ruhm, den Hunger nach großen Thaten, die heiße Theilnahme an dem Leben, an den Völkern der Erde, die strenge Tugend der Stoa, und die romantische Lust nach Abenteuern.

Der Vater, der den Geist des Sohnes beruhigen wollte, hatte eine neue Flamme in seine Seele geworfen, und zum ersten Male nannte der Sohn dem Vater seinen Wunsch mit Worten, in die Welt zu treten.

Kind! Kind! sagte der Vater, seine Hand beruhigend auf seines Sohnes empor gestreckten Arm legend.

Ich weiß gewiß, lieber Vater, daß ich kein Kind mehr bin.

Wie verstehst du mich? Ich habe dich ja immer so genannt, mein Wilm. Du sollst auch fort; aber vorher haben wir noch viel mit einander zu treiben, Wilm, was dir in der Welt noth thut.

Der Vater meinte einen Anstrich von Philosophie. Wilm lächelte, da der Vater sich näher erklärte. Denn oft hatte er die Nacht durchwacht mit dem Gedanken an Gott, an die Tugend, an die Unsterblichkeit.

Dann stand er, den Blick durch die Sterne hinaus tragend an die fernsten Gränzen der unendlichen Schöpfung, sich verlierend in der Welt, die alles ausfüllte, den unendlichen Raum, und die Ewigkeit — und in dem Schöpfer, vor dem die Welt ein Staub ist, und die Dauer der Welt ein Pulsschlag. Er

stürmte hinauf und hinab mit seinen feurigsten Gedanken Gott zu ergreifen, und nie erreichte er die Gränze der Welt, und den Anfang der Zeit, nie also Gott.

Er wurde unmuthig; ist denn, rief er: nur mein Geist so schwach ihn zu denken, den erhabenen Geist? den Einzigen? Flammend flog seine Seele hinauf und hinab. Vergebens!

Er zerdrückte in seinem Auge die Thräne des Unmuths. Er rief erst demüthig, dann fordernd hinauf in der Nacht nach Gott, nach einem Zeichen seines Daseyns, nach einem auflodernden Lichte über dem ewigen festen Polarstern, nach einem fallenden Stern nur, nach einer Götterstimme, nach einer Menschenstimme nur, ein Zeichen, daß der Allmächtige seinen Schmerz sähe, seine brennende Sehnsucht, sein Gebet höre. Vergebens! Die Natur schwieg.

Der Thörichte! er sah nicht, daß seine Sehnsucht, sein Schmerz, seine Thräne, sein

Gebet das Zeichen von Gott war, um das er betete! Er sah nicht, daß sein Gebet, wie alle Gebete der Welt, schon erhört war, ehe es geschah.

Aber da er nun ermüdet von dem scharfen Denken ruhiger wurde, und die Morgenröthe ihr reines Licht über die Welt goß, über die schlummernden Hütten, über die Wege der Menschen, und die Flammen der aufgehenden Sonne auf ein Mal die Welt zum Leben erweckten, da fiel er mit hohem Glauben in das Gejauchz der Vögel mit den Worten ein: es ist ein Gott! es ist ein Gott! Und er flog an sein Instrument, und spielte triumphirend eine stolze Melodie zu Ossians Gesange an die aufgehende Sonne.

Stolz ging er hinab, auf Nebenwegen, um Niemand zu begegnen, auf die Höhe, und immer fester wurde in seiner Brust das Glauben und der Gedanke: es ist ein Gott! es ist ein Gott!

Eben da er das sagte, erhob sich unter ihm die schöne Stimme eines Wanderers. Sie sang den bekannten Gesang:

Auf! auf! mein Geist, auf! auf! den Herrn zu loben;
Auf! auf! erwecke dich und säume nicht;
Was in dir ist werd' still und sanft erhoben
Zu Gott, Jehova, aller Menschen Licht!

Dieser einfache Gesang vollendete den Triumph und den Glauben in seiner Brust mit unendlicher Kraft. Dieser Gesang war ihm eine Fatis. Wenn wieder Zweifel seine Seele ergriffen, so sang er: Auf! auf! und alle Zweifel verschwanden gewiß.

Der Glaube an die Unsterblichkeit, an die Tugend, war mit dem Glauben an Gott so eins, und hingen mit allen Empfindungen seines Herzens so leicht zusammen und so menschlich, daß alle dreie sich unter einander stärkten.

Aber diese Philosophie war so sein eigen, war so allein aus seinem Herzen und seiner Seele geboren, aus den stärksten, tiefsten und

heiligsten Gefühlen seines Wesens; kein kaltes Schulgeschwätz, kein Unterricht hatte den kleinsten Theil daran; und so verschloß er seinen Glauben als ein heiliges Geheimniß in seinem Herzen. Es würde ihm Mühe gekostet haben, sein System gegen die verschiedenen Schulen zu vertheidigen. Aber er sprach nicht davon, selbst gegen seinen Vater nicht.

An manche Fußangeln und Schlagnetze, die der Grübelnde sich selbst legt, als an die Freiheit des Willens, dachte er gar nicht. Es gab kein freieres Geschöpf in der ganzen Natur, als eben ihn, und so blieb er ruhig.

Wilm hatte indeß einen Schatz von den mannigfaltigsten Kenntnissen. Er hatte die meisten Klassiker gelesen bis auf die Philosophen, und er hatte sie verstanden. Er kannte aus einer ziemlich vollständigen Sammlung von Reisebeschreibungen die Völker der Erde, ihre Sitten, und Geschichte war sein Lieblingsstudium geworden. Polybius und Gibbon seine Lieblinge. Von seines Vaters Studium,

des römischen und des deutschen Rechts, war für ihn viel abgefallen. Die Dichter, nun die Dichter — wußte er auswendig. Er phantasirte auf dem Klavier mehr als er fremde Sachen spielte, und sehr poetisch. Er hatte eine reine Stimme für den Gesang, und sein Gesang kam tief aus seinem Herzen. Aber er sang nur, wenn er allein, wenn er bewegt war.

Es fehlte ihm nichts als die Kunst, alle diese Dinge, die er gar nicht wie Kleinigkeiten ansah, geltend zu machen. Er war auf eine so natürliche Art zu allen diesen Schätzen gekommen. Was er wußte, war ihm das Ziel seines Wissens. Es konnte ihm nie einfallen, damit glänzen zu wollen. Ja, aus seiner Musik, aus seiner Dichtkunst, aus seiner Philosophie machte er sogar das tiefste Geheimniß. Er glaubte, das gehörte nur für ihn allein, für die Nacht, für das eben bewegte Herz.

So konnte er in einer Gesellschaft stumm dastehen mit dem freundlichen, furchtsamen, weichen Mädchenlächeln und horchen. Für

gesellschaftlichen Scherz hatte er noch gar keinen Sinn, für Ironie und Satyre noch weniger. Seine Freude mußte aus dem bewegten Herzen hervor dringen, und dann wurde sie eine wilde Lust, die ihn berauschte, und für diesen Rausch der erhabenen Lust bedurfte er der Einsamkeit. Sonst war er ernst, nur immer freundlich.

Fast niemals war der Jüngling in der Gegenwart; er war in der Zukunft, in der fernsten, in der größten; oder in der Vergangenheit.

Er gedachte noch immer seines Spielgefährten aus der Kindheit, des Predigers Sohn mit der heißen Leidenschaft seiner jetzigen erhabensten Freundschaftsgefühle; obgleich er nicht einmal mehr wußte, wie sein Freund aussah. Er hatte des Försters Tochter noch nicht vergessen; alle hohen Weiber aus der Geschichte hatten ihre Gestalt, trugen ihren Strohhut, und hatten ihr Körbchen am Arm. Aber er hatte sich noch immer nicht dem Mädchen ge-

nähert. Wie hätte er ihr ein Wort sagen können! wie in ihr blaues Auge sehen! ohne seine stille, mächtige Leidenschaft der Unschuldigen zu verrathen!

Er durchstrich den Wald, der das Försterhaus umgab, in scheuer Hast. Er flog ins dunkelste Dickicht, wenn er ihr weißes Gewand durch das Grün schimmern sah. Mit zitternden Händen pflanzte er in der dunkelsten Nacht Lilien, das Bild ihrer schneeweißen Unschuld, um die Rasenbank, wo sie zu sitzen pflegte, und ehe der Morgen graute, zerstörte er die Pflanzungen wieder, weil es ihm ein roher Frevel an dem geliebten Mädchen und an seiner Liebe schien.

Aber er hatte ja in seinem achtzehnten Jahre einen treuen Freund, eine unendlich heiß Geliebte, in seiner Brust eine Welt voll Freude und hoher Thaten; die Stimme eines höheren Lebens, die Musik, war sein. Sein Leben war unentweiht, seine Phantasie wie die Lilien, die er der Geliebten pflanzte. In

seiner Zukunft standen lauter offne Ehrenpforten und leuchtende Engel, die freundlich ihm winkten, von der Ewigkeit war der dunkle Vorhang weggehoben. Er sah, er fühlte Gott! Wie hätte er nicht sollen glücklich seyn!

Er hatte Millionen Wünsche, von denen noch nicht einer erfüllt war, und schaute er in die stille Seligkeit seiner Seele, so waren sie alle erfüllt.

Es war ein Glück, daß weder sein Vater, noch seine Mutter, noch sonst Jemand dieses innere Leben, das nichts als ein Traum war, kannte: so behielt er ihn in den glänzendsten Farben, unentweiht, sicher und gewiß wie das wirkliche Leben selbst, und es war auf dem Erdenrunde doch ein Mensch, der ganz glücklich war. Ach, sind denn nicht immer die Träume der armen Menschen seliger als seine harte Wirklichkeit? —

Aber mündig war Wilm noch nicht, trotz den Flammen, die in den Tiefen seiner Seele für den Ruhm, für die Wahrheit, für die Tu-

gend, wie Opferflammen auf heiligen Altären, empor loderten. Sein Inneres war wie ein unterirdischer Vulkan, in dessen Tiefe die tobende Glut wie ein Feuermeer lodert; aber noch bedeckt ihn ein blühendes Gebüsch, eine Wiese voll Blumen, und Kinder, die in den Blumen spielen, bis Blumen und Gebüsch auf einmal versinken, und die Flamme empor schlägt.

Jeder behandelte ihn noch als Kind. Die Mädchen im Dorfe nannten ihn noch Wilmchen, und bestellten für den Sonntag sich Blumen, die er ihnen über die Hecke des Gartens reichen mußte. Seine Schwester, die muthige Gustel, übergab ihm ihr Lamm zur Hut, wenn sie davon flog; die Mutter war ihm anmuthen, wenns an Händen fehlte, Erbsen auszulesen, und den Zwirn zu halten, den sie wickeln wollte. Wie konnte er es selbst wagen, mit seinem stillen Wunsche hervor zu treten in die Welt zu gehen! Und that er es, und der Vater stimmte bei: so sagte die Mut-

rer mit einem Lächeln, sicher ihres Sieges: wie könnten wir das unschuldige Kind, den unschuldigen Knaben in die Welt hinaus stoßen!

Ja wohl! sagte der Vater und alles schwieg davon.

Da erzählte die Mutter: Herr von Wilken bewirbt sich um Försters Hannchen, Karl; weißt du es schon?

Das wäre Schade um das Mädchen. Wilken ist ein Wildfang.

Wilm sprang aus dem Zimmer, und die Flamme der Eifersucht schlug empor.

Er stand auf dem Hügel, von dem man Försters Thüre hüten konnte, und Wilken trat mit Hannchen hervor. Sie redeten noch fünf Minuten, die Hände in einander geschlagen. Dann ging Wilken. Wilm flog ihm zürnend nach, Rache dürstend. Eine leise Stimme erhob sich durch die tobende Leidenschaft in seinem Innern; welch Recht hast du,

wenn sie ihn liebt? Wenn sie ihn liebt, was gehts dich an?

In dem Augenblicke, da Wilm an Wilkens Seite trat mit den flammenden Augen, hatte die Stimme sich Gehör verschafft.

Wilken sah ihn an, trat zurück in eine vertheidigende Stellung und fragte verlegen: was wollen Sie?

Nichts! antwortete Wilm barsch, schlug die Arme auf der Brust über einander, und ging langsam zurück.

Dieser einzige Augenblick hatte den Knaben mündig, zu einem Manne gemacht, und wehe dem Manne, den die Zeit oder das Pupillenkollegium mündig spricht und nicht irgend ein großer Moment im innern Leben!

Er trat kühn über die Schwelle seines Hauses. Vater, sagte er mit einem Gesichte, von dem die Flamme des vergangenen Augenblicks noch nicht verflogen war: laß mich gehn! Der Mann gehört in die Welt. Ich verderbe hier!

Was hast du, Wilm?

Ich bin kein Kind mehr, Vater. Soll ich hier noch spielen wie ein Kind, Gustels Lamm hüten, der Mutter Zwirn wickeln? Soll das mein Leben seyn? Und Thränen loderten dabei über seine Wangen.

Der Vater wurde erschüttert. Wohin denkst du, mein Sohn?

Wohin? o gleich viel! O ist es recht, Vater, daß meine Augen weiter sehen, als meine Füße dürfen? Ketten wollte ich lieber tragen, als so von Eurer sorgenden Liebe angeschmiedet seyn an die Gränzsteine des Dorfs.

O ist Liebe nicht Liebe, Sohn? Ich fürchte, du wirst dich wieder hersehnen nach der Liebe deines Hauses, nach deiner Schwester Spielen, nach der Garnwinde deiner Mutter.

Ich sehne mich hinaus wie Odysseus nach dem lieben Vaterlande.

Hier ists ja, Kind!

Nein, Vater! mein Vaterland ist die Erde. Ich muß mir eine Heimath erwerben.

Laß mich wahr seyn. Deine Heimath ist nicht meine. Ich bitte dich; laß mich gehn.

Wohin? frage ich. Sieh, dir fehlt die Antwort.

Mir? Die Ferne zieht mich, wie das Eisen den Mann nach Homer. Soll ich nicht das unendliche Meer sehen? Nicht über die Alpen gehen? O ich könnte ja wünschen, lieber Vater, ach wie oft wünsche ichs, wenn ich allein bin in der Nacht! ich müßte den Pfad über die Alpen suchen wie der große Punier. Ach, das ists nicht, nein! nein! der Mensch zieht die Menschen an, das Herz des Menschen Herz, mehr wie Eisen den Mann. Der Ruhm! die That! O Pyrrhus hatte Recht, Vater, immer weiter zu wollen, und Kineas war ein Schwätzer. Bin ich alt wie er, so will ich auch wiederkehren, und mein Leben mit Schmausen endigen.

Der Vater konnte sich von seinem Erstaunen nicht erholen, da er seinen Sohn so reden hörte. Aber ihm fiel bei, daß er diese Stun-

de auch gehabt hatte. So sagte er: gut, Wilm, du sollst fort! du sollst!

Die Mutter lächelte, da ihr der Vater mit großem Ernst erzählte. Sie blieb dabei, Wilm sey ein unschuldiges Kind, dem man auf allen Fall durch den Sinn fahren müsse; aber, aber wie stutzte die Mutter, da nach vier Wochen der Förster ins Zimmer trat, und rief: haben Sie es schon gehört? Mein Hannchen hat, Gott sey Dank, einen braven Vertheidiger gefunden. Sie ist gerächt. Ihr Sohn Wilm und —

Nun, was denn?

Er hat sich mit dem verdammten Buben, dem Wilken, geschlagen. —

Geschlagen? antwortete die Mutter ruhig; denn sie verstand auf die Faust.

Auf Pistolen! fuhr der Förster heftig fort, und sah nicht, wie die Mutter erblaßte. Auf Pistolen, auf fünf Schritte.

Mein Sohn! rief die Mutter ohnmächtig.

Die Sache war wahr. Wilken hatte das junge, frische Mädchen geliebt. Er bewarb sich aber nicht um des Mädchens Hand, wie der Förster und Hannchen glaubten, sondern um ihre Unschuld. Sie war mit ihm auf allen Bällen in der Nachbarschaft, und sie liebte ihn. In einem solchen Augenblicke, wo die Liebe, die Hoffnung, der Tanz, der Champagner alle Wachen der weiblichen Ehre und Unschuld verjagt hatten, siegte er über des Mädchens Ehre. Und eben, da sie nun glaubte, mit dem heiligsten Bande, mit dem allerhöchsten Opfer, das ein Mädchen bringen konnte, auf ewig an ihn gebunden zu seyn, erklärte er ihr seine unendliche Liebe noch ein Mal; aber lächelt, da sie seine Hand fordert. Verzweifelnd fährt das Mädchen zu Hause. Sie schreibt ihm unter heißen Thränen von ihrem Unglück. Er bietet ihr statt der Hand eine ewige Liebe, die Hand seines Försters, eine reiche Aussteuer, und verspricht zu kommen.

Das Mädchen weist ihn mit Thränen, aber mit Verachtung ab. Er droht, ihre Schwäche bekannt zu machen, und, da er sich abgewiesen sieht, hält er Wort.

Der Vater hört's, kommt zu Hause, rasend, wie ein wildes Thier. Die Tochter erzählt; der Vater, von Wilkens Oheim, der Oberforstmeister ist, abhängig, schließt seine Wuth in seine Brust, und bringt Hannchen weg.

Wilm weiß von Nichts. Wie will er in seiner Einsamkeit etwas hören! Er sieht vor des Försters Hause einen Wagen stehen. Hannchen tritt hervor, bleich wie Kalch, ermattet, wankend, das Taschentuch vor den nassen Augen. Sie fällt noch ein Mal an die Brust des Vaters, ruft: o ich war unschuldig, nur unglücklich! Der Wagen rollt langsam dahin.

Ein junger Jäger, der da die Jägerei erlernt, kommt mit der Büchse auf der Schulter aus dem Hause, sieht sich nach dem Wagen um,

schüttelt den Kopf und nähert sich dem Hügel, wo Wilm steht.

Was war das? frägt Wilm den Jäger.

Unglück! Nun sehen sie's. Nun! Ich habe gewarnt; denn ich war dem Mädchen von Herzen gut; aber so ein Titel, gnädige Frau. Nun hat sie den Titel, nach dem sie rang, das arme Mädchen.

Wilm frägt, und der Jäger erzählt, was kein Geheimniß mehr ist.

Da schlug der Vulkan auf, und die Wiese voll Blumen versank in die Flammen.

Und eben jetzt, fuhr der Jäger, seine Büchse von der Schulter herab reißend, fort: eben jetzt sitzt der Bube dort oben, hundert Schritte von hier in der weißen Tanne, hohnlachend, Herr! hohnlachend, mit seinen Helfershelfern, und säuft Champagner. O dürft ich! rief der Jäger, mit der Hand in sein Haar greifend.

Geben Sie mir die Büchse, sagte Wilm, ihm die Büchse aus der Hand nehmend.

Herr was wollen Sie? fragte der Jäger; aber Wilm eilte davon.

Er ging zur weißen Tanne, öffnete die Thüre, ging hinauf, und Wilken saß eben mit zwei seiner Freunde, singend und trinkend.

Der Anblick empörte alle Empfindungen Wilms.

Er rief, die Büchse auf der Schulter ruhig lassend: Du Bube! mit Schande bekleidet, Hundesauge, mit dem Muthe des Hirsches!

Die Herren erstaunten eben so sehr über den Zorn des jungen Menschen, als über seine seltsamen Schimpfwörter. Sie hatten den Homer nicht gelesen. Aber sie sprangen doch auf. Wen meinen Sie?

Dich, den verächtlichen Mädchenverführer. Behaglich mag es dir seyn mit unschuldigen Mägdlein zu kosen; aber einem Manne zu stehen, das scheint dir der Schrecken des Todes.

Hätten die beiden andern nicht das flammende Auge gesehen, womit Wilm redete, sie hätten ihn für einen Schauspieler gehalten; denn sie glaubten Verse zu hören.

Was wollen Sie? rief Wilken. Nun wußte Wilm in der That nicht, was er recht eigentlich wollte. Vom Duell hatte er gar keinen oder nur einen sehr dunkeln Begriff, und einen Unbewaffneten wie einen Hirsch nieder zu schießen, obwohl er mit dem dunkeln Gefühl davon, die Büchse genommen hatte, schien ihm jetzt doch zu feige.

Ich wollte, rief er: Bube, du wärst bewaffnet wie ich, so wollt ich Rache fordern für dein Bubenstück, Feiger, Elender, mit Schande Bekleideter! und nun kamen ein Dutzend Schimpfworte nach Homer und den Modernen hervor.

Wilken fragte nach seinem Namen, und forderte mit einem verächtlichen Lächeln den Herrn Dammann, — so hatte sich Wilm heute zum ersten Mahle genannt, sonst nannte er

sich immer den Sohn des Kabinetsraths Dammann; heute stand er für sich selbst — heute über vier Wochen hieher auf die weiße Tanne auf Pistolen.

Wilken, der nicht eben der muthigste war, verließ sich auf das jugendliche Knabengesicht Wilms, und auf das, was er von Hannchen über Wilm gehört hatte. Ach, ein unschuldiges, höchst unschuldiges, freundliches, furchtsames Kind! Das hatte Hannchen von ihm gesagt. Sie hatte noch mehr gesagt. Mit einem recht lieblichen Erröthen hatte sie Wilken gestanden, daß er immer von Weiten um sie herschwebe, als wäre er ihr Schutzengel, und glauben Sie mir, Herr von Wilken, setzte sie lebendig hinzu: diesem Schutzengel wollte ich mich wohl anvertrauen.

Darauf verließ sich Wilken, und Wilm, der, wie gesagt, keinen recht hellen Begriff von einem Duell hatte und also über die Rolle, die er jetzt hier unter Männern zu spielen hatte, verlegen wurde, beschloß, heute über vier

Wochen seine Rolle recht gut zu spielen, und so antwortete er kurz ab, aber doch ein wenig verwirrt: gut, ich werde nicht ausbleiben! Und ging.

Der wird nicht kommen! rief Wilken lachend hinter ihm her.

Wilm ging gedankenvoll zu Hause, nicht weil er den Tag über vier Wochen fürchtete; denn nur Blut, das Blut des Verführers, konnte die Thränen, welche die entehrte Geliebte geweint hatte, rächen. Aber er wußte doch in der That kein Duell anzugreifen. Seinem Vater durfte er mit keinem Worte wissen lassen, was er vorhatte.

Der Jäger, dem er die Büchse zurück brachte, gab ihm Pistolen, und da er merkte, worauf das abzielte, so lehrte er ihn die Pistolen behandeln. Sie waren beide jeden Morgen im dicken Walde ein Paar Stunden, und Nachmittags ein Paar Stunden, und Wilm schoß nach einem aus Papier geschnittenen Herzen, das an einer Eiche hing, mit so sicherm

Blick, mit so fester Hand, daß er es auf zehn Schritte selten verfehlte.

Auf dem Rückwege und auf dem Heimwege untersuchte er jedes Mahl die Frage, ob er Recht thäte, mit aller möglichen Ruhe, und dann hob er das Auge voll Frieden zum Himmel empor, und sagte mit der Hand auf dem Herzen: ich thue Recht. Ich weiß es. Ich thue Recht. Denn ich selbst, ich Unschuldiger, ich setze mein Leben an die Unthat dieses Bösewichts.

So richtig ihn indeß der Jäger über den Gebrauch des Feuergewehrs belehrte, so wenig wußte er von dem Wie des Duells.

Am Abend also durchsuchte Wilm seines Vaters Bibliothek, und fand richtig in Müllers Geschichte der Schweiz das Duell zwischen Estavajel und Granson der Länge nach beschrieben, und dann in Richard dem Zweiten von Shakspeare das zwischen Bolingbroke und Mowbray.

Das erhob seine Phantasie noch höher, und gab ihr einen frommen Schwung. Er fühlte sich berufen, sein Leben an die Rache des unschuldigen, hülflosen Mädchens zu setzen. Je öfter er die beiden Duelle las, desto ruhiger würde er, desto fester in seinem Sinne, und an dem bestimmten Tage ging er auf Gott vertrauend ruhig nach der weißen Tanne zu, die beiden Pistolen geladen in der Tasche.

Die drei Herren waren schon auf dem Kampfplatze mit ungewissen Trotz, ob der Knabe auch kommen würde.

Da kam er daher, langsam aber unerschüttert, grüßte die drei Herren der Reihe nach betrachtend.

Es ist kein Spiel, bei Gott! rief Wilken: es ist kein Spiel, Herr Dammann.

Gewiß nicht! sagte der Knabe mit einer begeisterten Ruhe.

Nun, was wollen Sie denn?

Da richtete sich Wilm hoch auf, und sein Auge schoß Flammen.

Er hob an: im Namen des barmherzigen Gottes! der heute richten wird über mich und ihm!

Diese paar Worte so feierlich gesprochen jagten von Wilkens Wangen alles Blut. Die andern beiden standen versteinert. Wilm fuhr fort: Wissen Sie denn, meine Herren, daß ich frei von allen Nebenabsichten hier stehe, nur die Sache eines verlassenen, unschuldigen, verführten Mädchens zu vertheidigen. Das mit Ihnen. Nun wende ich mich an dich, elender Mensch, der du aus eines Mädchens Leben die Ehre weggerissen, ihr Haupt, ihr unschuldiges Haupt auf den Todesblock der Schande gelegt hast, über dem das Beil ewig fällt und nie trifft. Und so nenne ich dich einen Ehrlosen, einen treubrüchigen Verräther. Ich biete dir trotz und speie dich an, und nenne dich einen nichtswürdigen Schurken, und fordre dich auf Leben und Tod, hier und an jedem Orte, und verbirgst du dich in die Sandwüsten Lybiens, oder in die Eisfelder des Norden. Hier werfe ich meinen Handschuh zu dei-

nen Füßen: hebe ihn auf, wenn du ein Mann bist. Brust gegen Brust, Leben gegen Leben will ich dir beweisen, daß wahr ist, was ich sagte.

Man denke, was diese ritterliche Ausforderung, so feierlich gesagt, für eine Wirkung auf die drei jungen Herren machen mußte. Sie sahen jetzt recht wohl: hier galt es Ernst.

Sie fordern also den Herrn von Wilken?

Auf Leben und Tod im ehrlichen Gottesgericht.

Gut! so hat Wilken den ersten Schuß. Nimm den Handschuh auf, Wilken! Ich schreite zehn Schritte.

Der Mensch trat aus als trüge er Meilenstiefeln.

Wie? rief Wilm. Zehn Schritte? Fünfe sind nicht nah genug.

Zehn Schritte ist Sitte.

Wie? feiger Schurke, um die Ehre eines unschuldigen Mädchens zu verderben faßtest du

sie in deine Arme, zögest sie an deine Brust voll Gift, und du Elender zitterst, deine Ehre zu vertheidigen, mir nahe zu treten. Hier stehe ich, da du! nicht anders!

Sie können nicht mehr fordern als die Ehre gebietet und das Gesetz des Zweikampfs. Zehn Schritte!

Wenns denn so ist, mag es seyn. Fürchten Sie nichts. Ich treffe auf zehn Schritte meinen Mann.

Nun Wilken, rief der Eine verdrießlich. Was zögerst du? Den Rock aus.

Ist das so Sitte? fragte Wilm, Rock und Weste abwerfend. Dann wendete er die glänzendweiße, jugendliche, unentweihte Brust seinem Gegner entgegen, und ein ruhiges Auge.

Wilken nahm endlich Platz. Wilm rief mit einem heitern Blick gen Himmel: so wahr meine Sache gerecht ist, beschütze mich der barmherzige Gott, und vertraue meinem Arm sein rechtes Gericht!

Es war als ob Wilken auf einmal an Gott glaubte. Er erblaßte. Auf seinem Auge lag ein irrender Nebel.

Ziel und schieß! rief sein Kamerad.

Wilken schoß und fehlte. Dann hob Wilm das Gewehr, hielt es fest in der bewegungslosen Hand; rief: auf welcher Stelle wohnt des Feigherzigen Leben? schoß, traf und Wilken stürzte zu Boden.

Die Kugel hatte nahe an der Brust die Schulter getroffen.

Die Wunde wurde verbunden.

Wilm nahm sein zweites Feuergewehr; nahm seinen Platz ein, und rief: der nächste Schuß ist sein.

Mein Herr, rief der Sekundant heftiger: Sie sind ein Ehrenmann; aber jetzt ist's vorbei. Sein Arm kann das Gewehr nicht halten.

Ich stehe Ihnen dafür, mit diesem Arm würde er ein Mädchen noch umarmen, wenn er sie verderben wollte.

Er und Sie haben Genugthuung. Blut hat dem Streite ein Ende gemacht. Das ist Sitte des Zweikampfs und der Ehre.

Das wäre? Nun denn, so heiße ich ihn jetzt wieder einen feigherzigen Schurken, und speie ihn an; und wüßte ich ein Wort, das die Ehre des Mannes auf ewig befleckte, so wollt ich es ihm sagen; wo ich ihn finde, verlaßt Euch darauf! will ich es ihm zurufen, bis er mir steht; denn ich habe ihn auf Leben und Tod gefordert. Auf Leben und Tod! Ich sehe dich wieder, du Elender, so bald die Wunde geheilt ist. Er ging.

Der Sekundant, ernst hinter ihm hersehend, sagte: der Kerl — der Knabe war schon zum Kerl geworden — hat den lebendigen Satan im Leibe, und hält Reden, die mir durch die innerste Seele drangen. Wilken, armer Wilken, der kommt wieder, wie ein unbezahlter Gläubiger, und wie ein böses Gewissen. Zum Henker, scheu ich mich doch hier vor dem Mädchengesichte, vor dem Knaben,

mehr war er nicht, wie vor keinem Menschen je. Der kommt wieder, Wilken.

Das wünsch ich, und dann will ich fünf Schritte von ihm —

Prahle nicht, Wilken. Er kommt wieder.

Wilken wurde nach Hause gebracht. Seine Kur war langweilig. Aber sein Freund hatte Recht. Wilm war wie sein böses Gewissen. Denn pochte Jemand heftig an seine Thüre, so fuhr er zusammen, und sah er ein schönes, unschuldiges Mädchen, so trat der Teufel an seine Seite, aber auch Wilms jugendliche Gestalt, das tödtliche Gewehr auf sein Herz gerichtet.

Es war nicht auszuhalten. Wilken verschwand, ohne irgend einem seiner Freunde zu sagen wohin. Er floh den muthigen Knaben.

Der Förster erzählte diese Begebenheit, so gut er konnte, und so gut er sie von dem jungen Jäger, der sie aus einem Versteck mit angesehn hatte, wußte, Wilms Eltern, und schloß: o der brave, der brave Junge!

Die Mutter sagte mit gefaltenen Händen, und einem Gesicht, das seine Farbe, troß der edlen That des Sohns, nicht wieder finden konnte: du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen! Aber er war ja noch ein unschuldiges Kind, und Gott erbarmt sich des Kindes.

Er war ein Mann, Jettchen. Er soll nun in die Welt.

Wilm kam. Der Vater reichte ihm die Hand; aber mit einem ganz andern Wesen wie sonst.

Ach Sohn, rief die Mutter, und schlang die Arme um seinen Hals: wie viel Herzeleid hast du mir gemacht. Versprich mir aber —

Versprich deiner Mutter, wie ein Mädchen deine Augen roth zu weinen, statt wie ein Mann zu handeln! Du sollst fort, Wilm; obgleich ich dein rasches Zufahren nicht ganz loben kann.

Loben? wenn er nun ein Mörder wurde, oder wenn man ihn mir als Leiche gebracht hätte. O Wilm, Wilm!

Aber troꜩ diesen Vorwürfen seꜩte die Mutter jeden Tag eine Lorbeerkrone auf sein muthiges Haupt.

Der Vater gab ihm in der Zeit, da die Mutter ihn zu seiner Reise ausstattete, als sollte er einen Packwagen mitnehmen, einige Lehren für sein Verhalten mit den Menschen, die er in der Welt finden würde. Und so kam der Tag seiner Abreise immer näher.

Niemand hatte daran gedacht, wohin er gehen sollte. Die Mutter meinte, in die nächste große Stadt ein, Schauspiel zu sehen, ein Konzert zu hören; der Vater, der wußte, wie viel Kenntnisse sein Sohn hatte, gab ihm ein Jahr, ehe er die Universität beziehen sollte, und nannte Hamburg. Wilm hatte das brennende Auge in die weiteste Ferne gerichtet. Aber er sagte nichts, und der Tag des Scheidens kam. Er ging, sein Päckchen mit Wäsche auf dem Rücken, den Dornenstock in seiner Hand, in seiner Tasche einen schweren Beutel mit Gold, muthig in die Welt hinein.

Den ersten Tag gings vortrefflich. Jeden Menschen, dem er begegnete, fand er schöner, gesprächiger, besser als die Leute in seinem Dorfe. Nein, solche Kinder, wie hier auf dem Anger zwischen Schafen und Gänsen spielten, hatte er noch nie gesehen. Es waren Amors Gespielen. Dort bei der Bleiche trugen Nymphen, nicht Bauermädchen, hülffertig das Wasser.

Jede einsame Hütte wollte er zeichnen, so schön war sie; und die Töne, die dort der Hirt aus der Birkenrinde zog, behorchte er als wären es Mozarts Harmonien.

Da aber endlich jede Erhebung, auch die reinste, auch die erhabenste, nachlassen muß: so fühlte auch Wilm nach ein Paar Tagen die Bürde des Alleinseyns schon, und in manchen Augenblicken recht schwer. Alle Gegenstände um ihn her verloren den magischen Zauber, womit seine Phantasie sie bekleidet hatte. Ja nach acht Tagen fing er an, die Mädchen, die Wasser holten, häßlicher zu finden als die

Mädchen in seinem Dorfe. Er suchte jeden Wanderer auf, den er die ersten Tage geflohen hatte. Es war doch Gesellschaft, und nach ein Paar Tagen war es hohe Zeit, daß ihm ein Abenteuer begegnete; er wäre sonst vielleicht nach Hause zurück gekehrt; denn er fing schon an Bemerkungen zu machen, wie folgende: Die Alpen? Sie sind doch nichts, als der Hügel mit meiner Eiche hundertmal auf einander gethürmt; und das unendliche Meer? unser See, nur vergrößert. Er schämte sich ein wenig; denn sein Vater hätte es ihm voraus gesagt. Aber dem war doch nun nicht anders. Er that was er konnte, um seine vorige Begeistrung wieder zu gewinnen. Er erwartete auf einem Hügel jeden Morgen die rosenfingrige Morgenröthe, welche die unendlichen Wege des Menschen sichtbar machte. Aber es half ihm nicht, daß er sich die Homerischen Verse vordeklamirte, oder bei Nacht das Gebell der Hunde in das Gefolge der furchtbaren Hekate umphantasirte. Er hatte Langeweile.

An einem solchen Morgen hielt ihn, da er eilig fortschritt, eine Stimme aus einem Gebüsch an. Sie rief: halt! Landsmann! halt doch! Er läuft ja wie ein Schneider! Und aus dem Gebüsch trat ein junger Mensch, halb und halb in eine Uniform gekleidet, hervor, die linke Hand auf die Hüfte gestützt. Er rückte ein wenig den Hut, gab einem Bedienten einen Wink mit den beiden Pferden, die er bei sich hatte, zu folgen, und trat dann an Wilms Seite.

Es ist ein verdammtes Ding, hob er ohne allen Eingang an: ums Reisen, wenn man allein ist, Landsmann.

Wilm nickte.

Ich dachte wunder was werden sollte, wenn ich den Kopf loshätte aus dem Nothstalle, worin sie mich gesperrt hatten. An Lindwürmer und Drachen dacht ich, an Riesen.

Wilm nickte wieder.

Ich bin nemlich der Freiherr von Müllinen — hier ruckte er seinen Hut wieder, und

Wilm antwortete mit eben einem solchen Ruck des Hutes. Seit Wilken traute er dem Adel nicht recht — ein Urenkel eines Berchtolds, der im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts lebte, und dessen Namen ich führe, und eines Albrechts, der in der Schlacht bei Sempach blieb.

Bei der Schlacht von Sempach zog Wilm seinen Hut mit einer Art von Ehrfurcht, und sagte: hier starb der Herzog von Oesterreich, Leopold, eines ritterlichen Todes; mit ihm über sechshundert Grafen, Herren und Ritter; aber Niemand stralt höher hervor als Winkelried, der Held, wie ein Homerischer Heros.

Der Freiherr rückte seinen Hut ein wenig mehr. Das ärgerte Wilm. Bei dem Namen Arnold von Winkelried zog Friedrich der Große den Hut. Der Baron nahm seinen Hut ab, Wilm auch. Es war etwas Komisches in der ganzen Verhandlung.

Ja, rief der Freiherr: nun aber will ich auch wissen, was dieser von Winkelried that.

Wilm erzählte, und mit einer hohen Begeistrung, Winkelrieds Tod fürs Vaterland.

Es ärgerte den Freiherrn, daß er gegen seinen Ahnherrn gestritten; aber, sagte er: recht ist recht! und behielt seinen Hut in der Hand, so lange die Erzählung dauerte.

Aber woher wissen Sie das alles so genau, Landsmann, Namen vor Namen, Tag und Stunde? Was ich weiß von meinen Vorfahren, das Wenige, hat meinem Großvater schwer Geld gekostet, darüber Brief und Siegel zu haben. Ich wollte, Sie gingen mit, wir wollten nach Sempach, wenn ich nur wüßte, wo ichs suchen sollte.

Diese Idee ergriff sogleich Wilms Phantasie. Er streckte dem Baron die Hand entgegen. Der Baron zögerte ein wenig. Nun als meinem Reisegefährten! sagte er: und nahm seine Hand.

Die beiden Helden betrachteten sich jetzt genauer.

Wilm betrachtete ihn nur verstohlen, die großen, blauen, blitzenden Adleraugen, die stolze Adlernase, die hochgewölbte, breite, stolze Stirn, die hohe, kräftige Gestalt, und alle Bewegungen des ganzen Körpers, die ein wenig steif und langsam waren. Der Baron hingegen maß seinen Reisegefährten von oben bis unten mit festem Blick, so daß Wilm erröthete.

Wo gehts nun zu nach Sempach, Landsmann, oder wie heißen Sie?

Wilm nannte seinen Namen, und den Zweck seiner Reise mit ein Paar Worten.

Zu Fuß? fragte der Baron finster: wie ein Handwerksbursche? ruckte doch aber mit dem Hute, seine rauhe Frage gut zu machen.

Wilm setzte ihm die Vortheile einer Fußreise ehrlich aus einander.

All gut! aber für mich paßts nicht, obwohl ich lieber gehe als reite. Nemlich, ich, Landsmann, bin meinen Verwandten aus dem

Garn gegangen. Ich habe dem Rendanten die ganze Kasse ausgeleert, mit Geld und Wechseln.

Wilm fuhr zurück, obgleich der Baron das mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt sagte. Wenn also das Dings, das Sempach, tausend Meilen von hier ist: ich habe Geld vollauf für Sie und mich.

Wilms Reisepack wurde auf das Pferd gebunden mit dem Säbel des Barons, und sie gingen friedlich weiter.

Aber warum liefen sie von Hause weg, Herr Baron? war die erste Frage, die Wilm that.

Eben, zum Henker! eben weil sie wollten, ich sollte nicht weglaufen. Nemlich, mein Vater seliger — hier nahm er den Hut ab — ich habe ihn nicht gekannt; aber der alte Verwalter sagt immer: das war ein Mann! Und wäre die Treue von der Erde gen Himmel geflogen, so war mein Vater der Mann, sagte

der Verwalter, sie wieder vom Himmel zurück zu holen. Nemlich, er meinte mit diesen Worten, mein Vater wäre treu gewesen, wie die Treue selbst. Ich habe nur sein Bild gesehen, aber wenn ich von Engeln träume, so sehen sie ihm ähnlich. Meine Mutter starb, da sie meine Schwester geboren hatte. Mein Vater heirathete wieder. Stiefmutter! Auch die beste taugt nicht, glaube ich. Und nun meiner Stiefmutter Bruder, der Herr von Wilken, der gar!

Wilken? fiel Wilm lebendig ein.

Ja. Wenn ein Geist aus der Seligkeit einem Menschen erscheinen wollte, so wollte ich ihm den Rath geben, in keiner andern Gestalt als in meines Vaters zu erscheinen, und wollte einer den Tod in Menschengestalt mahlen, so muß er meines Oheims Sperlingsbeine mahlen, darauf seinen runden, und doch schlaffen Rumpf, daran hängend als Arme, ein Paar ausgestopfte Aalshäute, und oben drauf einen

runden Katzenkopf mit einer Glatze. Das ist mein Ohm, wie er leibt und lebt.

In der Jugend war er ein armer Teufel — das soll kein Vorwurf seyn, Landsmann! das ist Gottes Sache! — aber er kroch um aller Reichen Tische und Füße, und wenn sie auch nicht von Familie waren, obgleich das im Grunde Eins ist! geizte, verschwendete, ließ sich für Geld prügeln, und sah freundlich dazu, und war doch rachsüchtig und grausam wie eine Katze, wenn sie die Maus gefangen hat, kaufte Prozesse, heirathete nach Geld und eine Bürgerliche, der ehrlose Mensch. Kurz er trägt in seiner ausgestopften Brust, ich glaube, alle Sünden, welche die zehn Gebote verbieten, aber heimlich wie Kontrebande, weil er den lieben Gott so gut zu betriegen denkt, wie die Menschen. Das ist mein Vormund. So hats mein Vater gewollt, sagt er, und hats schriftlich, sagt er. Sein Sündenmaß ist so voll, daß er, glaube ich, sich an einen Spinnenfaden erhängen, und mit einem gemahlten Messer die

Kehle abschneiden könnte. Das ist mein Vormund. Er hats schwarz auf weiß von meinem Vater seliger, daß ich seine Tochter heirathen, erst im fünf und zwanzigsten Jahre mündig werden, und in der ganzen Zeit nicht vom Gute soll.

Der Tyrann! der Despot! fiel Wilm gerührt ein.

Ach nein! gegen mich ist er höflich und bückt und windet sich wie ein Katzenschwanz, wenn die Katze auf die Maus lauert. Denn wir sind ein Paar Mal hart an einander gewesen. Auch wäre ich nicht davon gelaufen; denn es gefiel mir zu Hause recht wohl. Ich jagte, ich ritt, und mein alter Hansen, der meines Vaters Wachtmeister gewesen ist, vertrieb mir die Zeit mit seinen Geistergeschichten, und wie die alten Ritter sich mit den Lindwürmern herumschlugen, und mit den Drachen, und die Heiden bekehrten in Preußen, und den Papst in Rom, und die Juden dazu. Apropos, manch Mal kam mirs unglaublich vor;

aber der alte, fromme Mann schwor, es sey alles wahr, was er erzählte. —

Wie gesagt, ich wäre nicht weggelaufen. Da las mir mein Ohm das Testament vor, daß ich vor meinem fünf und zwanzigsten Jahre nicht über die Marksteine meines Gutes dürfte. Da fiel mir ein, ich wollte. Den Abend nahm ich Geld und Wechsel aus der Kasse, quittirte darüber, und Nachts um zwölf saß ich auf, nachdem ich auf meines Vaters Sarge noch gesessen und gesagt hatte: es ist dein Wille gewiß nicht gewesen, lieber Vater!

So bin ich nun seit acht Tagen auf diesen Fleck hier gekommen, und nun wollen wir nach Sempach, wo mein Ahnherr Berchtold liegt, vielleicht neben dem — wie heißt er?

Winkelried.

Wilm erzählte dem Freiherrn im Gehen die Fehde, welche die Schlacht bei Sempach endigte.

Wäre ich ein Schweizerhirt gewesen, rief der Freiherr mit brennenden Blicken

und schwang seinen Hut: so wär ich mit ihnen gezogen. Aber — er setzte den Hut trotzig auf, und rief: erzählen Sie nur!

Wilm fuhr fort, und der Freiherr hing mit Begeistrung an seinen Lippen, athmete jetzt kaum, dann stieß er den Athem gewaltsam aus seiner Brust. Wie Aarburg Oesterreichs blutiges Banner hoch empor hielt, bis er sank, und rief: rette Oesterreich! rette! Da griff der Freiherr nach dem Banner, als sähe er es schweben.

Wilm rief wieder begeistert: da wandte sich die Macht Oesterreichs grauenvoll in die Flucht!

Halt! schrie der Freiherr fürchterlich: könnt Ihr nicht sterben?

Dann riß er sich von Wilm weg, und ging eilig, allein, vorwärts in tiefem Nachdenken.

Wilm sah ihm mit Achtung nach, und trat wieder an seine Seite, da er sich ein Paar Mal nach ihm umsah.

Aber, Herr, woher wissen Sie das so genau, als wären Sie mitten darunter gewesen? Das ist ja vierhundert Jahre her.

Ich habs gelesen.

Aus Büchern? Nun denn, so — ich habe nichts gelesen, als so ein wenig in der Bibel, und in einem dicken Buche über die hohe und niedre Jagd, geschrieben zum Besten des hohen Adels. Ja, nun versteh ich dich erst, du alter, guter Mann!

Wen verstehen Sie?

Unsern alten Pfarrer. Ich fragte ihn ein Mal so nach den Geistern, wem sie erscheinen, und warum nicht mir?

Da lächelte er, und zeigte auf seinen Bücherschrank, und sagte: das sind die Stimmen der Vorwelt und der abgeschiedenen Geister, junger Herr! Aber Sie verstehen sie nicht. Jetzt verstehe ich den alten guten Mann. Ich verstand ihn damals nicht; sonst könnte ich lesen.

Er ging tiefsinnig ein paar Schritte. Dann sagte er auf einmal: Apropos, was halten Sie von Geistern? Nemlich, ich glaube daran, obgleich mein Oheim immer lacht, wenn ich so sage, und der glaubt an böse wenigstens; denn er fürchtet sich vor der Nacht, und vor der Geisterstunde, und vor Träumen. Ich nicht. Ich ging oft Nachts um zwölf in unser Grabgewölbe, wo die Särge aller unserer Vorfahren stehen, und hörte nie etwas als den Schlag der Uhr, das mir recht oft vorkam als eine Geisterstimme, die immer sagte: Grab Grab! Grab Grab! Aber die Leichen um mich her lagen mit ihren gefaltenen Händen auf der stillen Brust so stumm da, als schlüge für sie keine Uhr mehr als die Todtenuhr des Holzwurms, der an ihren Särgen nagt. Da konnte ich doch wohl zuweilen recht traurig rufen: o seyd ihr denn alle stumm! Also apropos, was halten Sie von Geistern?

Ich bin Ihres alten guten Pfarrers Meinung. Die Bücher sind Geisterstimmen.

Ja, aus der Vorwelt. Aber ich verlange nach Geisterstimmen aus dieser Welt, nicht ein Buch, ach nein! sondern Ein Wort, Einen Seufzer, Einen Gruß mit der kalten Hand; denn das Leben, sagen Sie was Sie wollen, ist nicht des Athems werth, den ich daran wende. Jeder, auch ich, denkt ja nur daran, wie er des Lebens los werden will: was kann denn also dran seyn? Mit den Büchern, obwohl ich morgen anfangen will zu lesen, ists nicht viel besser. Ich kann nur daraus lernen, daß das Leben unserer Vorfahren eben ein Leben wie unseres war. Ich habe oft ganze Stunden, wenn ich auf dem Anstande in meiner Grube saß, darüber nachgedacht, und Hirsche und Sauen gingen zehn Schritte von mir weg. Ich ließ sie gehen, und dachte, und es wurde mir immer gewisser in der Brust, du großer, hoher Gott! daß eine Geisterstimme im Leben mehr werth ist, als wenn mir die ganze Welt ein Vivat schrie. Ich wollte, ich könnte das Ihnen nur so sagen, wie ichs so hier denke, als wenn eine Welle immer über die andre her-

schlüge, — daß das Leben ohne Geister nichts, gar nichts ist, als ein Rahmen ohne Gemählde, als ein Born ohne Wasser, als ein Tag ohne den Morgen, der darauf folgt, als eine Nacht ohne Sterne. Nein, es muß Geister geben; aber sie erscheinen nicht allen, sagt mein alter Hansen.

Ja, es gibt Geister, rief Wilm höchst bewegt: aber sie erscheinen nicht in Grabgewölben; sie wohnen in unsrer Brust, in meiner, wie in Ihrer, Herr Baron! Sie erscheinen uns bei jedem edlen Vorsatze, den die stille Seele faßt. Sie berühren uns mit ihrer kalten Hand, wenn wir über einem bösen Vorsatze brüten. Wenn wir die hohen, edlen Thaten der Vorwelt lesen: so ist die wahre Geisterstunde; und der edle Leopold, der mit den Seinen sterben wollte, und Winkelried wird Ihnen von jetzt an oft erscheinen.

Der Freiherr schüttelte den Kopf, und sagte: all gut! Aber ich meine etwas Anderes. Auch, setzte er finster hinzu und stand

auf: auch habe ich einen Geist gesehen. Wenn ich nur wüßte, obs einer war.

Wilm horchte hoch auf; aber der Freiherr schwieg verdrüßlich, und Wilm gerieth in Erstaunen über seinen Reisegefährten, über seinen gänzlichen Mangel an Bildung, und dennoch, kam er ins Feuer, so sprang aus seiner Seele ein Gleichniß über das andre hervor, und jedes war erhaben.

Der Freiherr sah am Abend im Nachtquartiere seinen Gefährten sich unter die Linde vor dem Hause setzen und lesen. Es war die Odyssee. Er betrachtete mit Verdruß die unbekannte Schrift. Aber es ist nicht wahr, sagte er auf seinem Wege nach dem fernen Waldhügel; es ist keine Geisterstimme. Es ist Menschenstimme, und klinge sie noch so schön. Aber lesen will ich.

In der nächsten Stadt kaufte Wilm ihm die Geschichte der Schweiz, und der Freiherr studirte unterwegs die Sempacherschlacht, ohne von Wilm irgend eine Hülfe annehmen zu

wollen. Er fand den Namen seines Ahnherrn, und sogar den Namen seiner Gemahlin, Zezilie von Rheinach.

Herr, rief er: lieber Landsmann, es gibt doch eine Freude und eine rechte im Leben, wenn man einen seiner Vorfahren auf einem Schlachtfelde findet, wo er entweder siegt oder fällt. Aber woher weiß dieser Müller das alles?

Wilm setzte ihm das auseinander. Dann da er ihn so guter Laune sah, fragte er ihn um die Geistererscheinung, die er gehabt hatte.

Der Freiherr sah ein paar Minuten starr vor sich hin, schüttelte den Kopf, und sagte leise und sanft: die Geister hausen im dunkeln Grunde der Erde, oder in der Nacht, oder, wie Sie sagen, mein lieber Landsmann, in dem stillen Innern der Brust, was mir wohl gefällt, seit ich darüber nachgedacht habe. So sollte kein Mensch sie ans Licht ziehen. Sie glauben ja auch nicht an andre Geister als in Ihren Büchern. All gut! Aber es gibt noch

andre Geister. Da Sie gestern Nacht Ihre Flöte bliesen, ich saß auf dem Hügel vor dem Dorfe, glauben Sie mir, da schwebten Geister auf den Tönen, das fühlte ich recht innerlich. Sie sagten es nachher selbst, da ich zu Ihnen kam.

Aber die wohnen in unsrer Brust.

Gleich viel! wer weiß, wo sie wohnen? Wer weiß, wem sie hold sind? In unserer Familie hausen Geister. Wenn mir der alte Hansen erzählte von den Begebenheiten meines Aeltervaters, den er gekannt hat, von meines Vaters Bruder, und seiner Jammergeschichte. Er und mein Vater ließen das stille Haus im See wieder aufbauen. Die Bauern im Dorfe nennen es das Geisterhaus. Aber es blieb nach meines Vaters Tode unbesucht, bis Hansen mir davon erzählte, wie mein Oheim, wenn er meinen Vater besuchte, dort mit ihm einsam gelebt hatte in brüderlicher Liebe, bis mein Oheim verschwand, und mein

Vater starb. Sie wußten es beide vorher, daß sie sich nicht wieder sehen würden.

Das alles hatte mir Hansen hundert Mal erzählt, da ich ein Kind war, und mich ermahnt ein Mann zu werden, wie mein Oheim und mein Vater gewesen.

Ich ging immer um den See hin, und sah durch die Eichen die weißen Säulen des Hauses hervor schimmern. Aber der Kahn, auf dem mein Vater und sein Bruder hinüber gefahren waren, lag in Stücken am Ufer. Ich konnte nicht hinüber. Ich ging oft mit meiner Schwester Bertha an den See, und erzählte ihr von den beiden Männern, und dem stillen Hause, und sie bat mich: geh nicht, o geh nicht hinüber. Das Haus hat unsrer Familie kein Glück gebracht.

Da zog auch meine Schwester fort zu meiner Tante, und nun mußte ich hinüber. Denn ich kam mir vor, als wäre ich ganz allein auf der Welt. Ich kaufte von dem Fischer am andern Ufer einen ganz kleinen Nachen, und ver-

barg ihn dem Hause gegenüber ins Gebüsch. Niemand konnte ihn finden; denn Niemand ging hier nahe ans Ufer. Ich sah dem Fischer am andern Ufer des Sees das Rudern ab. Ich ruderte selbst, und endlich — endlich stand ich auf der Insel vor dem Dunkel der Bäume. Ich drängte mich durch Busch und Nessel hinein, und vor mir stand das stille Haus, hoch von weißem Stein mit Säulen umgeben.

Ich trat hinein. Ich fand noch die Sitze meiner Verwandten, ein aufgeschlagenes Buch, in einem Kabinette ihre Betten, in den Wandschränken ihre Kleider. Alles war still; aber ich sah keine Erscheinung. Ich ging. Ich erzählte meinem treuen Hansen, und er schalt mich nicht. Er war freundlich. Geh nicht oft! sagte er nur: geh nicht oft! Störe die Geister deines Vaters und deines Oheims nicht.

Ist mein Oheim auch todt? fragte ich.

Wer weiß es? war seine Antwort.

Ich war oft dort; aber nie hörte ich eine andre Stimme als das Rauschen der Wellen, die ans Ufer stießen; aber wie Sie sagten, Landsmann, in meiner Brust fand ich Geister.

Da ich achtzehn Jahre alt war, saß ich bei Hansen. Der alte Mann war so traurig. Ich fragte ihn darum. Uebermorgen, sagte er: sind es sechszehn Jahre, da sah dein Vater seinen Bruder zum letzten Mal im stillen Hause. Dein Oheim verschwand; dein Vater starb. Feire die Stunde ihrer Trennung; es war Abends um sechs Uhr, da sie von dem stillen Hause kamen.

Ich sagte Hansen, ich wollte die Stunde in dem stillen Hause feiern.

Ich trat in den Nachen. Es war im Herbst. Ich ging dem Hause zu, und mich schauderte: denn unter den Säulen stand eine Gestalt — auf den Stufen vor der offnen Thüre. Es war noch so helle, daß ich sie ganz deutlich sehen konnte. Ich sehe sie noch. Sie war wunderbar gekleidet. Ein schneeweißes

Kleid, weit und lang, und dennoch schien die schöne, jugendliche, zarte Gestalt sichtbar durch, umhüllte sie. Unter der Brust war sie mit einem goldenen Bande umgürtet. Lange blonde Locken hingen über die Schultern herab, und ein Kranz von Rosenknospen stand auf ihrem Haupte. In der Hand hielt sie einen Myrthenzweig. So stand sie, die schimmernden Augen mit einem Engellächeln auf mich gerichtet. Ich stand als wären meine Füße in den Boden gewurzelt. Sie hob die Hand gegen mich, als wollte sie eben reden, und neigte langsam ihr Haupt. Dann legte sie den Myrthenzweig und einen Ring von ihrem Finger auf das Postament der Säule, sah noch ein Mal mich an, wendete sich um, das weiße, lange Kleid hing von den Stufen weit herab, und so ging sie langsam, ihre Gestalt in dem weiten Kleide, wie mit einem Mantel verhüllend, in die offne Thüre und verschwand in dem Dunkel des Hauses.

Mensch oder Engel! dacht ich und ging dem Hause zu. Alles war still. Ich trat in die Thüre. Hier blieb ich stehen, zweifelnd, was ich machen sollte. Ein Mensch war es! dacht' ich: denn es war ja heller Tag. Entgehen konnte sie mir nicht, denn ich konnte von der Thüre ab alle drei Zimmer, die beiden Seitenzimmer, und den hintern Saal mit einem Male übersehen. Die Thüren standen weit auf. Und doch überlief mich ein Schauer; denn die drei Zimmer waren leer. Ich hörte keinen Fußtritt. Ich verschloß die Hausthüre hinter mir, die nur mit Geräusch geöffnet werden konnte. Ich schaute furchtsam in die beiden Zimmer, dann in den Saal, dann in die kleinen Kabinette zum Schlafen. Niemand war im Hause. Niemand. Kein Fenster stand offen. Die Treppe, die oben auf das platte Dach des Hauses führte, war außer dem Hause.

Nachdem ich jeden Winkel des Hauses vorsichtig durchsucht und alles leer gefunden

hatte, überlief mich ein kalter Schauer nach dem andern.

Ich mußte mich ins Freie retten. Da stand ich, der Erscheinung nachsinnend, und in meiner Brust wurde es ruhiger. Ich träume doch nicht? fragte ich mich selbst. Aber da fiel mein Blick auf den Myrthenzweig. Ich nahm ihn auf. Ich nahm den Ring, einen einfachen Goldring, und las inwendig im Kreise die Namen: Berchtold. Ida.

Ich durchlief die kleine Insel, das Ufer, rasch, um zu sehen, ob irgend ein Nachen am Ufer stand, oder über den See dahin fuhr. Ich fand nichts. Alles war todtenstill. Jetzt wußte ich gewiß, es war kein Mensch; aber nun konnte ich nicht mehr auf der Insel aushalten. Ich ruderte ans Land. Nun, Landsmann?

Und den Ring hatten Sie noch, da Sie zu Hause kamen.

Hab ihn noch. Er zog ihn aus seinem Busen hervor. Er trug ihn auf der Brust an einem Bande.

Und es war kein Ausgang aus dem Hause?

Das weiß ich gewiß. Ich verschwieg es Hansen lange. Endlich sagte ich es ihm.

Herr, sagte der alte Mann: so wäre es doch wahr?

Was ist wahr? fragte ich schnell.

Ei nun. Es geht die Sage in Ihrer Familie, daß jeder Freiherr von Müllinen den Namen des Mädchens vorher erfährt, die ihm der Himmel bestimmt hat. Und mit dem Mädchen wird er glücklich. Wer nicht darauf achtet — Ihr armer Oheim achtete nicht darauf, sagte ein Mal Ihr Vater; und er hats theuer büßen müssen, denk ich.

Hier betrachtete der Freiherr den Ring und die Namen tiefsinnig, und mit einer heftigen Bewegung verbarg er den Ring wieder in seinen Busen.

Ich büße es schon jetzt! sagte er leise. Denn — Landsmann, wer läßt sich gern wie ein Schaf zur Weide oder zur Schlachtbank gar führen? Und doch trage ich den Ring, als hätte ich mich mit Ida verlobt. Und ich weiß gewiß, stehe ich vor einem Mädchen, und wäre sie schön wie ein Engel, und gut wie meine selige Mutter, und müßte ich sie lieben wie mein Vater meine Mutter liebte, ich würde erstarren, sagte sie: ich heiße Ida. Denn Niemand soll mir befehlen! Meinen Sie nicht?

Wilm wußte gar nichts dazu zu sagen. Es ist gut und schlimm, nachdem man es nimmt.

Schlimm! sage ich. Der Ring nimmt mir den frohen Muth am Leben. Und wenn das Schicksal, wie Sie gestern sagten, allmächtig ist, so muß ich es auch seyn, sonst bin ich wie dieser fühllose Stein, den meine Hand wirft wohin ich will.

Er schleuderte den Stein mit zürnender Gewalt weit von sich.

Beide Jünglinge reisten weiter, und mit jedem neuen Morgen schloß sich ein neues Band des Vertrauens, ohne daß sie es merkten, um ihre Seelen, und doch waren sie selten in ihren Meinungen eins.

Wilm hob das Gespräch an, oder vielmehr, er hielt über irgend einen philosophischen Gegenstand eine kleine Rede. Der Baron schwieg dazu, weil er ihn selten verstand. So bald er ihn aber verstand brach er los ohne Nachsicht mit seinem Reisegefährten, und trieb alles auf die höchste Spitze. Foderte Wilm von dem Manne unter der Hand des Geschicks Resignation, und hatte der Baron ihn verstanden: so rief der: ein Hund soll sich unter die Hand seines Herrn beugen. Ein Mensch nicht, Herr! Ein Mensch nicht. Resignation, oder wie das Wort heißt? nein ich will mich wehren, und hätte ich keine Arme mehr, mit meiner Zunge, und rissen sie mir die Zunge aus, mit den Gedanken! Gleichviel obs ein Mensch ist, der mich fesseln will, oder das

Schicksal, ob ich gleich immer nicht weiß, wer das Geschick ist. Ist Resignation, wie Sie sagen, etwas Großes, so müßte ich ja das Größte am liebsten verschmerzen, den Tod eines Freundes, zum Henker! sogar die Hölle, oder noch schlimmer, den Tod auf alle Ewigkeit. Ich will nicht heulen wie ein Weib; aber mich wehren und zürnen wie ein Mann.

Gerechtigkeit, und gehe die Welt unter! war des Barons Wort. Gerechtigkeit und Schonung, damit die Welt bestehe! Wilms Wort. Wilm war wie die Frühlingssonne, welche die Blumen mit Farben kleidet, und die Flur mit Segen. Der Baron die Juliussonne mit Gewittern, mit Hagelwolken, mit Stürmen umzogen. Seine Brust war voll ungebändigter widerstrebender Kräfte, die ein höheres Leben schaffen wollten; aber aus einer vorher zerstörten Welt, und dennoch hing um diese wilde Seele ein sanfter Regenbogen, und mitten unter stürmenden Gewittern brachen die weichen Blüthen seiner Empfindung auf,

wie die Blüthe des Weißdorns. Wenn sie Abends spät, denn ihre Freuden fielen immermehr in dieselben Stunden, beide auf einem Hügel saßen, und Wilm die Flöte hervor zog, und das Echo ringsum erweckte, so wußte er nicht einmal, daß er das schönere Echo in des Barons Seele erweckt hatte. Leise schlang der Baron den Arm nicht um Wilms Schulter, nein, nur um sein Kleid, das auf dem Rasen lag, wie der Liebende nur sanft das Gewand der Geliebten berührt. Er stand auf, sich zu entfernen, um nur nicht an seine Brust fallen zu müssen, was er für kindisch hielt.

Da sank die Flöte, und der Baron erzählte mit weichen Tönen und niedergeschlagenen Augen von seiner Schwester Bertha, von der schönen Erscheinung Ida's im stillen Hause, von des Wachtmeisters Hansens sanfter Seele, von dessen kindischen Spiel mit seinem Enkel, und dann sah er empor, nicht nach dem Schwan und der Leier, die über ihnen langsam dahin zogen, an dem schönen Sterne hing

Wilms Blick; sondern unablässig sah er empor nach Norden, nach dem kleinen Polarstern.

Was finden Sie an dem Sterne? fragte Wilm.

Er geht ja nie unter! antwortete leise der Baron: der Stern der Hoffnung. Den Namen gab ihm meine Schwester.

Einen schönern kann er nicht haben! rief Wilm begeistert. Und auch diese Stunde, liebster Müllinen, geht nicht unter.

Nichts geht unter, gar nichts! rief der Baron heftig: denn geht etwas unter, so geht alles unter. Und bei diesen Worten drückte seine Hand das Kleid seines Freundes, als hätte es Gefühl.

Und sah ihn dann Wilm mit Augen voll Liebe an, so schlug der Baron sein Auge tief nieder; aber in seinem Herzen wallte die reinste, sanfteste Liebe empor.

Aber obgleich der Baron oft weicher war als Wilm, so hielt er ihn doch für weibisch, und feig sogar. Er verlangte, Wilm sollte den un-

sichtbaren Sturm, der in seiner Seele tobte, verstehen und mit ihm stürmen. Er forderte von ihm, den er zu lieben anfing, er sollte die Liebe errathen, die er ihm verbarg, und er selbst sah ja die Liebe nicht, die in Wilms Herzen aufwallte.

Alle Wünsche des Barons waren feurige Flammen. Er kannte die Freundschaft aus Hansens Mährchen und aus seines Vaters und Oheims Leben, und in seinem Herzen loderte die reinste Flamme einer jugendlichen riesenhaften Freundschaft für Wilm; aber da der schwieg, wie der hochmüthige Baron, so hielt er ihn für kalt.

Teufel! rief er an einem Abend, da er für Wilm die heißeste Liebe fühlte; denn Wilm hatte mit ihm von dem ritterlichen Leben der Heroenzeit Deutschlands geredet, und mit einer begeisterten Seele. Des Barons Herz pochte bei dieser Erzählung, und er erwartete, Wilm würde an sein Herz fallen und rufen: so laß uns leben und uns treu seyn bis zum

Tode! Wilm dachte fast eben so; aber schwieg: da rief der Baron aufstehend: Teufel! Ich glaube das war der Frühling des Lebens, und unsers ist sein Gerippe, der kahle Herbst, von dem alle Blüthen abgefallen sind.

O es gibt noch solche Herzen! sagte Wilm wehmüthig.

Ach, die hätten mitten in einem Erdbeben Brust an Brust gestanden, und in ihren Heldenseelen war auch, zum Teufel! ein Erdbeben der Liebe. Er verließ ihn mit diesen Worten und ging vorwärts in die Nacht hinein, und wünschte und träumte, und beschloß dann mit einem raschen Entschluß, seinen Reisegefährten ganz zu verlassen. O du Stern der Hoffnung, rief er: uns scheinst du nicht. Denn mein Stern ist untergegangen!

Am andern Morgen — der Baron war zum ersten Male in Verlegenheit, einem Menschen zu sagen, er wolle ihn verlassen — gingen sie beide den Weg vorwärts. Einen Vorwand, sich von ihm zu trennen, wollte der Baron nicht

nehmen. Das schien ihm feig. Wilm aber merkte doch etwas, und sie zogen neben einander her, wie zwei Gewitterwolken, an einem Dorfe weg. Auf einmal stürzte ein Mädchen, das vor einem Hause in dem Schatten von einem Paar Linden arbeitend saß, ihre Arbeit wegwerfend, von dem Stuhle auf, Wilms Namen rufend, zu ihnen hin, und vor Wilm auf die Knie.

Gott! Hannchen! rief Wilm sie empor hebend. Sie war aus Schwäche niedergesunken, denn jetzt empor gerichtet, sank sie an seine Brust.

Da hatte Wilm das geliebte Mädchen, das noch jetzt von seiner Liebe und von seiner Phantasie mit dem schönen Glanze einer Heiligen umgeben wurde, das er kaum anzusehen gewagt hatte, auf seinem Herzen liegen, das empört von tausend Leidenschaften heftig schlug.

O der Unmensch! der feige, verächtliche Unmensch! rief Wilm, da er das erblaßte Gesicht, das ihm jetzt noch schön dünkte, da er das blaue Auge sah, in dem er noch jetzt alle

seine Himmel, ach die ewig verlornen Himmel erblickte. O der abscheuliche Unmensch! rief er wieder. Hannchens Gesicht wurde von einer schnellen Glut bedeckt. Ach, sagte sie mit der schönen Stimme, dessen Harmonie er jetzt zum ersten Male so nahe hörte: o ich wollte Ihnen nur danken! Ach, ich fand keinen Freund als Sie! Ich fand nur hohnlachende Blicke.

Sie schlug das Auge schamhaft nieder, sie ließ schlaff die Arme sinken, die sie gehoben hatte ihn zu umfassen.

Das arme Mädchen begriff jetzt ihre drückende Lage gegen Wilm.

Sie vergoß Thränen, sie schluchzte; die Schamröthe ihrer Wangen wurde noch glühender. Mit der schmachvollen Demuth ihrer Schande beugte sie vor dem Jünglinge, dessen stille Liebe sie errathen hatte, das schmachbeladene Haupt, die bebenden Knie, und sagte leise, mit zitternden Tönen: o vergeben Sie mir, mir, daß ich Sie anredete.

Sie wendete sich um. Die blonden Locken rollten von einer heftigen Bewegung, die sie machte, über den schönen Rücken hinab. So ging sie, die Hand über die Augen gelegt, schwankend nach dem Hause zurück, und verbarg sich ins Haus.

Wilm sah dem Mädchen nach, mit einer Brust, die Schmerz, Liebe und Haß in langsamen, beengenden Wellen hoch empor huben.

Es ist schrecklich! sagte er, dann faßte seine zitternde Hand des Barons Hand, in der That, um sich zu stützen, und sie gingen den Weg beide schweigend weiter.

Nach zehn Minuten, da sie in einem Wäldchen waren, fragte der Baron: wie wars denn? wer war denn der Unmensch?

Da hob Wilm das blitzende Auge empor, nicht zum Baron, nein, zum Himmel, und hob an: nein! nein! zwischen zwei Seelen, die einander die Arme entgegen breiten, steht das neidische Geschick, der lebendige Satan in Menschengestalt, das Grab, das Leben selbst,

das nichts ist als zehntausend Athemzüge, die Seufzer heißen sollten. O du, du Inbegriff der Büberei, du feigherziger, flüchtiger Schurke, o ich finde dich, und ich will aus deinem Herzen so viel Blutstropfen hervor holen, als ihre Augen Thränen vergossen. Ihre wimmernde Stimme wird nie in meinem Ohre verlöschen. Jedes Menschen Leiden wird mit ihrer Stimme klagen, Bösewicht, Teufel, Bube! Jeder Glückliche soll ihre Gestalt tragen, da sie noch unschuldig war, noch glücklich, ehe du Verderber mit deinem Schlangenathem, mit deinem Basiliskenaugen ihre engelgleiche Unschuld vergiftetest. Wie das Gorgonenhaupt hast du sie in Stein verwandelt, und grausamer noch hast du ihr das angstvolle Herz gelassen und der Niobe starres Auge voll Thränen! O du, giftiger als der Hauch des Samums, verderblicher als der Hauch der Pest, der du mit Liebkosungen, mit dem süßen Klange der Schmeichelei die hundert wachen Augen der Unschuld bezaubertest, mit thessalischen Zauberliedern sie einschläfertest, bis sie deine hülf-

lose, verzweifelnde Beute war. O könnte ich Flüche, gräßlich wie dein Verbrechen, könnte ich Zauberformeln ersinnen, ich wollte auf deine Stirn das leuchtende Brandmahl jeder Ehrlosigkeit drücken, daß Meuchelmörder und Taschendiebe sich weigern sollten, dich zum Gesellen zu nehmen.

O Teufel! rief der Baron: das heißt geflucht! Landsmann! lieber Landsmann!

Sieh, fuhr Wilm fort: wie du vor dem Lauf meiner Pistole standest, da fragte ich: auf welcher Stelle wohnt des Feigherzigen Leben? Nein! jetzt will ich fragen: wo wohnt seine größte und seine kleinste Freude des Lebens, um sie zu zerstören.

Wie? rief hier der Baron eifrig: Sie schossen sich mit ihm, liebster Landsmann?

Lassen Sie mich reden, Herr! rief Wilm: reden will ich! denn sehen Sie, das Mädchen — O die Unschuld hatte sie zu ihrer Priesterin geweiht. Sie diente an der Vesta Altare, und die Göttin war nicht keuscher als

sie. Ihr Hauch war ein ganzer blühender Frühling, ihr Wort eine Götterstimme; aber ihre Unschuld war heiliger als alles, und dieser — Teufel verführte sie, lockte mit dem Versprechen seiner Hand ihre Ehre, mit verstellter Liebe ihr Herz, und mit Tanz und Wein auf einem Balle ihre Sinne, und verließ dann die Verzweifelnde mit hohnlachendem Triumphe.

Was? wie? schrie jetzt der Baron noch viel ärger als Wilm, und fluchte wie seine Jäger zu Hause. Wo steckt er? Was Sempach? Was meine Vorfahren? Laß uns ihn suchen, Freund!

Hier fielen beide zum ersten Male einander in die Arme, und Lippe auf Lippe versiegelte den Bund der Freundschaft.

Nein! sagte Wilm: nein! lieber Müllinen, nein! Ich, ich allein von allen Menschen habs mit ihm zu thun! Ich allein! Und wer ihn anrührt, der hats mit mir zu thun. Er ist mein Wild! Wie die Erinnyen will ich

ihn verfolgen über Meer und Land, bis er ein blutloser Schatten hinab sinkt.

Wie heißt er?

Bei Hannchens Leiden, ich nenne dir seinen Namen nicht.

Aber nun erzählte ihm Wilm die Geschichte seines Duells.

Der Baron hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Sie saßen neben einander. Nach und nach schlich sich des Barons Arm um Wilms Schulter, und seine Wange legte sich warm und weich an Wilms Wange.

Das Duell, liebster Wilm, ist zwar nicht so recht in der Ordnung, wie es seyn soll; aber es gefällt mir. Aber, liebster Wilm, ich habe dir die liebe lange Zeit her groß Unrecht gethan. Aber jetzt sehe ich, daß du dein Herz auf dem rechten Flecke hast. Jetzt bleiben wir beisammen bis der Tod uns trennt, und dann mein Stern der Hoffnung, der nicht untergeht. O du, du, Wilm, bist mein Stern, mein

Stern der Hoffnung. Laß mich dein Stern seyn, Wilm!

Wilm drehete das Gesicht zu ihm, aus des Barons Augen perlten Thränen, sein Arm drückte ihn immer mehr an sich.

Sie fielen zum zweiten Male einander in die Arme, und der Bund der ewigen Freundschaft war geschlossen.

Wilm verschwieg dem Freunde, daß er Hannchen geliebt hatte. Er mogte sichs kaum selbst gestehen. Sie zogen weiter und jetzt gestand mit einer frohen Freimüthigkeit der Baron dem Freunde, wie groß sein Wunsch sey, nachzuholen, was in seiner Erziehung versäumt war. Nemlich, siehst du, ich verstand, wie du da so fluchtest, nicht die Hälfte von dem, was du sagtest; aber es gefiel mir. Zum Beispiel, Gorgonenhaupt und Niobe, oder wie es heißt.

Wilm erklärte es ihm lächelnd.

So? sagte der Baron: weiter ists nichts. Ich dachte wunder — das hättest du auch deutsch sagen können. In der nächsten Stadt

blieben sie einen Monat; der Baron las, seine Bemerkungen über die Bücher waren oft vortrefflich. Er lernte mit Schamröthe fertiger schreiben, und mit einer Himmelsfreude schrieb er seinen ersten Brief an seine Schwester Bertha, die er unendlich liebte, und von der er nicht aufhörte zu reden.

Nach vier Wochen zogen sie weiter, über Frankfurt die Bergstraße den Rhein hinauf der Schweiz zu.

Die beiden Jünglinge paßten mit jedem Tage sich immer fester in einander. Aus des Barons Geisterwelt, die freilich nur eine Feen- und Mährchenwelt war, die aber Wilm nicht verlachte, weil aus ihr, wie aus seiner erhabenen Geisterwelt ein Weg nach Gott führte, aus dieser Feenwelt erhob er sich mit dem Baron im Gespräch, in dem allerruhigsten Gespräch, woran beide gleichen Theil nahmen, zu dem Gedanken: es ist ein Gott! der Mensch ist zur Tugend bestimmt, und zur Unsterblichkeit.

Es war sonderbar, daß der Baron nichts Sonderbares in diesen neuen Vorstellungen fand, sondern nur mit brennenden Blicken rief: ja, das ists! ja, das wars! Ja, das habe ich gedacht! denn ich sagte zu Hansen immer: die Geister haben keine Gewalt über den Menschen! Nicht wahr? Dann dacht ich an Gott! Dabei blieb aber der bestimmte Unterschied zwischen beiden, daß Wilm sich geduldig, wie ein griechischer Weiser, unter die Gewalt des Schicksals stellte, die der Baron bekämpfen wollte.

Das Geschick ist mächtig, Berchtold!

Ich bin noch mächtiger!

Du bedenkst nicht, daß Gott ist, was wir Schicksal nennen.

Ja, das eben ists ja, was mich so stark macht!

Sie waren, ohne es zu wissen, in dem entsetzlichen Kampfe, über die Freiheit des Willens begriffen, und über den Ursprung des Uebels, und beide kämpften dagegen mit der

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

ganzen Stärke ihres verschiedenen Charakters, nicht gegen einander. Einfach blieb beiden der Glaube an Gott! Und wurde das Gespräch ruhiger, und hob Wilm mit seiner schönen Stimme an: Auf! auf! mein Geist! so fiel der Baron mit seinem Basse fröhlich ein, und der Streit unter ihnen, und mit ihrem eigenen Herzen war entschieden.

Sie gingen langsam; denn beide hatten in allen Städten viel zu sehen; der Baron hatte viel zu lesen, und über die neue Welt voll Wunder, in welche ihn die sanfte Hand der Freundschaft eingeführt hatte, der geliebten Schwester Bertha sehr viel zu schreiben.

Ueber ihre Freundschaft redeten sie sehr wenig; denn sie wuchs unbemerkt in ihrem Herzen auf. Beide hatten von der Freundschaft den Begriff, daß sie auf einmal wie ein himmlisches Feuer die Herzen der Freunde durchdringen müßte. Sie fühlten es nicht, wie innig ihre Geister und Herzen zusammen flossen. Sie konnten ruhig darüber reden, daß

sie bei Sempach sich trennen würden. Aber schnell fragten sie beide dann: wo sehen wir uns wieder?

So kamen sie einen Morgen in ein Dorf, wo die Ueberfahrt über den Rhein ist. Vor dem hohen, steinernen Gast- und Fährhause saß ein Mann mitten in einem großen Kreise froher Dorfkinder. Eine Menge Landleute standen lächelnd umher. Die Tische standen voll Obst und Kuchen. Musik war auch da.

Wilm fragte nach der Ursach des Festes einen Landmann.

Der fremde Herr da, sagte der: gibt den Kindern ein Fest. Heute fiel ein Kind in den Strom. Der Kleine da, mit dem Kranz auf dem Kopfe, ein Bube von zehn Jahren, springt dem Kinde nach und hat es gerettet. Der Herr da hat das mit angesehen. Nun wurde Lärmen im Dorfe. Der Herr brachte das gerettete Kind der Mutter, beschenkte die Mutter, die arm ist, reichlich, noch reicher den Buben, der das Kind rettete. Sehen Sie, das

brachte so nach und nach das Dorf hieher zusammen, die Kinder auch. Nun hat der Herr ein Fest daraus gemacht. Das gerettete Kind hat müssen dem Buben einen Kranz bringen, mit Musik. Der Herr hielt eine Rede, die allen das Wasser in die Augen geholt hat. Nun hat er die jungen Leute aus dem Dorfe zu einem Tanz zusammen gebeten.

Hier kam der Herr, von dem die Rede war, mit dem heldenmüthigen Knaben an der Hand, zu den beiden Freunden, und bat sie zu seinem Feste.

Wir wollten noch weiter, sagte der Baron.

Dieser muthige Knabe hat ein Menschenleben gerettet. Ich habe auch Eile, wie Sie, meine jungen Männer! Aber ich wüßte kein schöneres Fest auf der Erde zu feiern als dieses. Dieser Tag wird den Knaben auf sein ganzes Leben zu einem Helden machen. Nicht wahr, Sie bleiben?

Der Mann sprach so zuversichtlich, daß sie geblieben seyn würden, wenn sie auch nicht Lust gehabt hätten.

Der Fremde führte sie in den Kreis der Kinder, die alle das treuherzigste Vertrauen zu ihm hatten.

Da kamen die jungen Leute des Dorfs. In fünf Minuten hatte der Fremde eine schöne Prozession in Ordnung. Der Knabe voran, an seiner Seite das gerettete Kind mit seiner Mutter, auf der andern Seite des Knaben Eltern. Dann folgten der Fremde und Wilm mit dem Baron. Dann die Kinder des Dorfs, dann die jungen Leute, hinter denen die Alten. So ging die Prozession an den Ort, wo das Kind in den Rhein hinab gestürzt war. Schau, sagte der Fremde zu dem geretteten Kinde: hier lagst du im tiefen Grabe, bis er sein Leben für deines gab, und dich rettete. Er ist dein Engel gewesen! Vergiß es ihm nicht. Und du! lieber Hannes! Sieh, jeder Vater hier wird wünschen, du wärst sein Sohn, und

stände hier ein König unter uns, er würde es wünschen. Darum trägst du auch heute eine Krone, und der Küster oder dein Herr Pfarrer trägt den heutigen Tag und deinen Namen in das Kirchenbuch, und ein Engel hat deinen Namen schon eingegraben ins demantne Buch des Lebens. Und — hier wendete er sich zu den Zuschauern: und die Mutter, die da ihr lebendes Kind mit Freudenthränen benetzt, wird in jeder Noth den Namen Hannes ausrufen, wie den Namen eines Heiligen, und Gott gebe, daß ihr dann, und uns allen in der Noth ein Hannes erscheint, der nicht erst frägt, wie tief ist das Wasser, sondern hilft! Und wenn der Hannes da nach sechzig Jahren mit dem Tode ringt, so wird ein Engel in des Kindes Gestalt ihm erscheinen und ihn aus den Wellen des Todes ans Licht des ewigen Lebens tragen. O lasse Gott uns allen Eine Handlung gelingen, die in der Gestalt eines Engels am Sterbebette uns lächelnd erscheint, statt des furchtbaren Todes! Amen!

Es entstand eine andächtige Stille unter den versammleten Menschen.

Dann steckten die Hausväter die Köpfe zusammen, und handschlagten nnd kopfnickten. Sie traten dann zu dem Fremden und einer sagte: wir haben da nach einem langen Prozesse von unsern Nachbarn eine kleine Wiese gewonnen, die wollen wir dem Hannes zum Andenken an den heutigen Tag schenken. — Ich will den schönen Rest der kleinen rührenden Begebenheit dem Leser nicht vorenthalten, denn Hannes verschwindet aus der Geschichte. Schon im achtzehnten Jahre erschien dem Hannes das Mädchen unter der Gestalt des Engels der Liebe. Die belohnte, die gefeierte That hielt den Jüngling empor über dem niedern Leben. Das Mädchen wurde sein Weib, er Schulze des Dorfs. Er, seine Frau und seine Kinder sind die Vorbilder der Familien zum Guten, und seine That und das Fest sind die Schutzengel seines Dorfs geworden. Guter Hannes, dich kennt Niemand; aber deine Wiese ist ge-

weihtes Land wie irgend ein Göttertemenos der Alten! —

Das Fest dauerte bis in die Nacht, und obgleich der Baron Wein genug gab, und guten Wein, und sich selbst in Wein und in der Freude des Festes berauschte, so ging doch alles ruhig ab; denn des Fremden Rede stand wachend an der Gränze der Freude.

Am Abend kamen die Hausväter berauscht von Wein, von ihrem Dorffeste, und von dem Stolze, daß sie den Muth gehabt es zu feiern, und thaten den drei fremden Herren den Vorschlag, auf der Wiese einen Stein mit Hannes Namen setzen zu lassen.

Der Baron schwieg zwar; aber da sie fort waren, ereiferte er sich dagegen, und rief: gebt ihnen noch mehr Wein, so wollen sie eine Pyramide, von denen mir mein Landsmann erzählt hat, setzen. Das ist Hochmuth, baarer blanker Hochmuth!

Der Fremde, der Dreiberg hieß, lächelte. Herr Baron, Hochmuth? Jeder Mensch hat

sein Päckchen voll, jedes Dorf, jede Stadt, jedes Volk, und das kleinste ist nicht närrischer als das größte. Ich habe auf dem Theater Bettler, die für sechs Kreuzer Statisten, die Leibwache eines Fürsten machten, vor Hochmuth wie Schwämme auflaufen sehen; aber sind denn die Völker der Erde, die Alexander, die Cäsaren, die Gingiskan etwas anders als die stummen Statisten der Weltgeschichte? und ist denn der Name Weltgeschichte, den wir den kleinen Begebenheiten unsers Erdstaubes geben, etwas anders als baarer Hochmuth? O du guter Himmel! O wer, wer, Herr Baron, kann den Gedanken ertragen, daß sein Name, auch der unbedeutendste, so ganz vergessen seyn soll? Ist denn nicht der edelste Stammbaum, und wäre es der Stammbaum der Dalberge, oder der Bourbons, oder der Zeni in Venedig, oder einiger Asturischen Granden wahrer Statistenhochmuth, der aber doch am Ende auf dem heiligen Wunsche unsrer Unsterblichkeit ruht?

Hier zog der Baron die Augen finster zusammen, machte eine heftige Bewegung, aber schwieg.

Nein, fuhr Dreiberg fort: der Himmel gebe, daß ich nie mit einer andern Empfindung als eines theilnehmenden Mitleidens, den Namen eines Gelehrten auf der umgekehrten Pyramide seiner vielen Titel erblicke, wenn es auch Statistenhochmuth ist. Wir armen, armen Statisten dürfen entweder alle prahlen, oder keiner darf es. Das Brockenbuch — dem Himmel sey Dank — ich lese die Namen darin mit eben so viel Ehrfurcht als die Namen in der Genealogie der fürstlichen Häuser, oder in den Fensterscheiben der Wirthshäuser. O soll den nicht der Name eines Menschen irgend wo haften? O ist es denn nicht die letzte Freude des Sterbenden, daß sein Name mit Seufzern von seinen Nachgelassenen genannt wird? O ist denn der Wunsch nach der doppelten Unsterblichkeit, der im Himmel, und der auf Erden der Bürge unsrer hohen Natur? O wenn

die undankbare Erde alle Namen vergißt, so vergißt doch Gott nicht den Namen des niedrigsten Menschen, und das ist ja unser Trost! Welchen andern gibts denn?

Obgleich der Baron sehr empfindlich wurde, seinen Stammbaum mit dem Brockenbuche und den beschriebenen Glasscheiben in einem Wirthshause vergleichen zu hören, so zog ihn doch die Geringschätzung aller Dinge Dreibergs, und die weiche theilnehmende Empfindung, die beständig durchspielte, wieder eben so sehr an.

Aber wie stutzte der Baron, und Wilm so gut wie der Baron, da Dreiberg auf des Barons Frage, wohin er reise, antwortete: ich will nach Straßburg und auf das Münster steigen, das zweihundert Fuß kleiner ist als die große Pyramide; dann will ich auf den Gotthard, gegen den das Münster ein Schneckenhaus ist, und dann will ich mich in Gedanken auf den höchsten Berg der Venus stellen, der sechs Meilen hoch ist; dann auf den Sirius,

um zu sehen, wie armselig klein die Venus selbst ist, und wie groß ich selbst, und der Mensch, der sich vermaß, die Berge des Venus zu messen, und sie maß, und den Sirius dazu, und will an unsern Landsmann Herschel denken, der an der Gränze des unendlichen Weltalls noch neue Weltalls entdeckte, aber keinen neuen Gott! Und bin ich nun groß, und größer als alle Alpen, dann will ich nach Sempach aufs Schlachtfeld, und dann nach Königsfelden, wo der Herzog von Oesterreich mit seinen gebliebenen Grafen nnd Herren zwei Aschenkrüge füllt, um wieder zu sehen, wie klein ich bin, und ist dann der große Leichenzug der Weltgeschichte in seinen Trauerflören an meiner Seele vorüber gezogen, und mit seiner Grabespracht, so will ich hingehen und wie der Samariter Oel in die Wunden der Unglücklichen gießen und sagen: es ist ein Gott! und Er allein ist groß und gut!

Wie stutzte der Baron; denn eben den Weg über Straßburg, den Gotthard, nach

Sempach und Königsfelden wollte er mit Wilm auch nehmen.

So gehen wir zusammen! riefen beide, und Wilm warf sich in Dreibergs Arme. Dreiberg umfaßte den Jüngling mit warmer Liebe. Dann schlug er die Arme auch um den Baron, und rief: wilder, hochfahrender Mensch, was macht dich so stolz?

Es kam dem Baron seltsam vor, sich duzzen zu hören; indeß lächelte er doch.

Ein Statist, obwohl ich das Wort nicht verstehe, will ich nun einmal nicht seyn.

Behüte mich Gott, daß ich es seyn m ö ch t e; obgleich wir alle Sklaven der Natur sind.

Sklaven? bewahre Gott!

Sklav, Sklav, mein Sohn, und nichts anders. Aber wie beim Eintritt des neuen Sklaven in das Haus, die athenische Hausfrau Blumen und Früchte über ihn ausschüttete, so schüttet die Natur bei unserm Eintritt in ihr Haus, das Leben, die schönen Blumen der Jugend, die edlen Früchte des Mannesalter über

unser Haupt, und verlassen wir ihr Haus, so gießt ein Engel die himmlischen Blumen des ewigen Lebens über unsern Geist, und wir sind frei. Zürnst du noch, du hochmüthige Seele? fragte er, seine Hand ergreifend, und seine Augen voll Rührung auf des Barons Auge festhaltend.

Der Baron wußte nicht, wie ihm geschah. Er legte seinen Arm um Dreibergs Hals, und Dreiberg rief: nun laßt uns reisen! Ich denke, auf dem ersten hohen Berge, das dunkle Blau des Himmels über dir, wirst du fühlen, wie klein du bist, und eben diese Demuth hebt dich über die Sterne empor. Es gibt nur Eine Größe, die uneigennützige gute That. So kommt, meine Kinder, laßt sehen, wie lange wir bei einander zu bleiben Lust haben werden.

Sie machten Anstalt zur Reise. Das halbe Dorf begleitete sie bis an den Kahn, der sie übersetzte. Hannes ging mit ihnen über den Strom, und obgleich hier der Baron in

seine Hand eine Zahl Goldstücke legte, so warf doch der Knabe sich weinend an Dreibergs Brust. Der Baron hatte seine That bezahlt, Dreiberg geehrt. Dreiberg ließ seinen Wagen nachkommen. Er wollte mit den jungen Leuten zu Fuß gehen. Es war seltsam, besonders für den Baron, daß Dreiberg so redete, als wüßte er ihre Begebenheiten, oder als könnte er sie errathen, wenn er wollte. Aber das knüpfte den abstoßenden Baron desto fester an den Mann, der wiederum des alten Pfarrers und Wilms Meinung war, daß die Geisterwelt nur in des Menschen eigenen Busen lebte, aber auch des Barons Meinung: das Leben ohne eine Geisterwelt, die von Zeit zu Zeit dem Menschen erscheinen, sey nicht einen Kreuzer werth. So gingen sie nach Straßburg und sie standen auf dem Münster, und sahen hinab in das Thal, und der Baron rief: o wie schön! o wie groß! o wie erhaben!

Und dennoch ists nichts als Stein und Kalch, von dem dir es so groß scheint!

Dreiberg an Herrn Bälger.

Jetzt, da ich einen Schritt vorwärts zu meinem Ziele gethan habe, will ich Dir endlich mein Leben aufschließen, Du mein alter, treuester Bälger! Die Natur blühet am schönsten am Morgen und am Abend. Es ist mit unserm Leben eben so, obgleich mir aus der Abenddämmerung fast nur die weißen Grabsteine, die meine Freunde und meine Jugend bedecken, hervor schimmern; aber dennoch duften alle Blumen schöner, die ewigen Sterne steigen empor und der Schlaf und die stille Nacht voll glücklicher Träume.

Es ist gut, mein Freund, daß die Orakel verstummt sind, daß die Adler und Geier ihre Prophetenkunst verlernt haben, daß die Gestalt des Schicksals vor uns sitzt wie eine Statue der Alten, das weiße marmorne Gesicht voll einer stillen Ruhe, ohne einen Zug des Zorns und der Liebe, daß das Dunkel des Geschicks von keinem Gebet, von keinem Licht erhellet

wird. Wer möchte leben wollen, wenn er wüßte, der vier und zwanzigste Julius oder December drückt dir den heißen Dolch des langen Schmerzes in das Herz? Gut, daß es uns geht wie dem ehrlichen, einfältigen Bauer. Ich will doch sehen, sagte er, wie die Dunkelheit eigentlich aussieht. Er ließ ein Kabinet zumauern, und trat dann mit einer Diebslaterne vorsichtig ins dunkle Kabinet, und sah nichts als sein Licht. Es ist gut so; denn das Schicksal geht eisern, unbarmherzig, ohne Ohr für unsre Gebete, ohne Augen für die bleichen, angstvollen Gesichter an dem versinkenden Menschengeschlechte vorüber. Es ist Zufall, Würfelspiel, oder scheint so. Wen es trifft, den triffts. Könnten wir nur die Würfel eben so kalt wie jener Soldat vom Regiment Auvergnac in die Hand nehmen. Ich stand dabei. Zehne, die sich ihrem Obersten widersetzt hatten, würfelten um das Leben. Fünf sollten erschossen werden.

Bei Gott, dieses Würfeln war eine gräßlichere Handlung als der Tod.

Wenn die Würfel rollten auf der wiederhallenden Trommel, so war mirs als zitterten Erd und Himmel. Da traten die beiden letzten, ein Paar junge Leute, zur Trommel, der eine todtenbleich und zitternd, der andere mit finstern, gleichsam das Spiel ums Leben verachtenden Blicken. Kein Zug seines Gesichts veränderte sich während der gräßlichen Szene.

Der Bleiche warf, und traf sieben Augen, und er sank einem seiner Kameraden fast ohnmächtig in die Arme, da der Major die kleine Zahl ausrief. Der Finstre ergriff die Würfel hastig, warf, warf eine viel höhere Zahl. Kamerad! sagte der Finstre zu dem Bleichen: wirf noch ein Mal! das soll nicht gelten.

Wie, Freund? rief der Major: du willst —

Ich will wissen, sagte er kalt und bitter: ob Gottes Hand mit in diesem entsetzlichen Spiel ist. Wirf du! Nun solls gelten!

Der Bleiche warf und warf hoch. Der Finstre nahm die Würfel, warf, fehlte, und sagte kalt: ich sterbe. Herr Major, sagen Sie dem Obersten: Es war ein grausames Menschenspiel um Menschenleben. Gott, sehen Sie, hat keinen Theil dran. Ich sterbe!

Alles schrie auf vor bleichen Entsetzen. Ich bin nie wieder bei einer ähnlichen Szene gewesen!

Die Exekution wurde drei Tage verschoben. Ein Kurier ging nach Versailles von dem Intendanten an den König mit der schlichten Erzählung des Vorfalls, und — o Gott sey Dank! alle Zehne wurden begnadigt. Ich wäre verzweifelt, hätten sie sterben müssen.

Der Finstre wurde mit Blumen beworfen, wo er sich sehen ließ. Ich redete mit ihm. Er antwortete finster: mein Kamerad hatte Frau

und Kinder, Vater und Mutter. Ich nicht Einen am Leben, der um mich geweint hätte. Aber das wars nicht, Herr, setzte er eifrig hinzu: das wars nicht. Ich weiß jetzt was ich wissen wollte! sagte er mit dem finstersten, bittersten Blick, und ging trotzig davon. Himmel, und wenn wir sehen, wie das Menschengeschick oft an weniger hängt als an dem Fall eines Würfels, so oder so. O es ist gut, gut, daß der leichtsinnige Mensch in einer frohen Minute alle Schmerzensstunden vergißt, und mit einer Brust voll Hoffnung der dunkelsten Zukunft entgegen tritt. O du Hoffnung, du freundlicher Engel des armen Lebens!

Und o guter Gott! ist denn das Leben nicht eben darum so reich, weil das Schicksal verborgen ist, und wir nur, wie der einfältige Hauer, das Licht unsrer Diebslaterne, der Hoffnung sehen, das dunkle Schicksal nicht? Kann ich nicht gegen eine schwere Stunde zehn Festtage voll Freude, voll heitern Sonnenschein zählen? Und ist denn nicht der Frühling dar-

um eben so schön, weil der kalte Winter ihm voran ging? Warum sollen wir klagen, frage ich jetzt, mit heiterm Gesicht, und ich sehe in die Zukunft hinein, wie in eine schöne Morgenröthe, die den schönsten Tag prophezeihet und die schönste Nacht. Ich fing den Brief finster an, sehr finster. Und jetzt bin ich heiter, Gott sey Dank. Und so will ich fortfahren! Deine Briefe finden mich, wenn du sie nach Straßburg an Dumesnil, Bankier, sendest. Leb wohl!

Dreiberg an Bälger.

Sieh, Bälger, mein Vater starb, da ich zehn Jahr alt war; meine Mutter bald nachher. Meiner Mutter Bruder, ein unermeßlich reicher Mann, Generallieutnant, Johanniter und Ritter von ein Paar andern Orden, wurde nach dem Testament meiner Eltern mein und meines Bruders Vormund. In meiner Eltern Hause zu Eibenbüttel hatten wir gerade gelebt wie des Predigers Kinder, in jugend-

licher Freiheit und Freude. Wir waren von dem Prediger mit seinen Kindern unterrichtet, und gewiß recht gut. Da kam der Wagen von dem Oheim, uns abzuholen. Wir kamen bei ihm an. Man führte uns in einen glänzenden Saal, wo unser Oheim mit einem Paar Officieren von seinem Regimente stand. Sieh da, meine Neffen, sagte er mit einer Verbeugung seiner Hand, die beiden Freiherrn von Müllinen.

Mir war gar nicht wohl zu Muth bei dieser Pracht, bei dem Schwarm reichgekleideter Bedienten, bei dieser vornehmen, freundlichen Förmlichkeit des ganzen Hauses. Aber dem war nicht anders. Mein Bruder, als der Aeltere, erhielt einen Kammerdiener, ich einen eigenen Bedienten. Wir hatten einen Hofmeister; Tanz-, Fecht- und Stallmeister kamen die Woche einige Male aus der nahen Hauptstadt. Mein Oheim kommandirte uns und seine Söhne, wie sein Regiment. Unsre Strafen, eine Stunde oder zwei, höchstens

zwölf Stunden Arrest auf unserm Zimmer, schienen mir unerträglich hart; ach wie lieb wurde mir meines Vaters Zorn, womit er des Knaben Thorheit hart bestrafte; denn ihr folgte die Liebe, die dem Sohne alles verzieh.

War der Oheim angezogen, um in die Stadt zu reiten, hatten die Adjutanten rapportirt, so erhielten wir fünf Minuten Audienz, ehe er nach meiner Tante und nach seiner Tochter ging, und fragte, wie sie geschlafen. Alles war bei uns wie auf des Oheims Parade, so viel Schritt auf die Minute.

Ich war ein fröhlicher, wilder Knabe, der nicht Eine Stunde in derselben Stellung bleiben konnte, und hier — aber Friede mit seiner Asche! Er war kein übler Mann. Mein Bruder wurde im vierzehnten Jahre als Kornet unter meines Oheims Regiment gebracht. Ich war zur Hofkarriere, die man mit Stehen, Schweigen und Lächeln abmacht, bestimmt. Ach es war etwas Anders, wenn mein Stallmeister rief: Karriere, Baron!

Ach, was litt ich, wenn mein Oheim in einer langen Rede, mit dem vornehmen, höflichen Anstande eines Hofmannes, mir die Pflichten meines künftigen Standes auseinander setzte.

Nein! ich halte es nicht aus, rief ich hundert Mal in den Armen meines Bruders.

Meine Tante, die mich kannte, sagte zuweilen: der Eduard, liebster Gemahl, hat, glaube ich, tausend Seelen, die eine um die andre herrisch über ihn gebietet.

Eben darum, sagte er lächelnd: denn am Hofe hat man tausend Seelen nöthig. Eben darum!

Aber liebster Gemahl, er ist wie die üppige Knospe einer Nelke, die ihren Kelch zersprengt. Sollte er an den Hof passen? Ein Seefahrer könnte eher in ihm sitzen.

Das Hofleben ist eine Fahrt auf einer stürmischen See, meine Liebe, und der Hof wird die schwellende Nelke im Kelche erhalten. Das verstehen sie dort,

Wird sich seine zu große Wärme für alles, mit dem Hofe vertragen? Ich dächte —

Das Leben dort wird sie mäßigen, meine Liebe, was ihm eben Noth thut, der aus dem Leben gern eine Idylle machte, oder eine Epopee voll Götter und Wunder.

Nein, ich war nicht zu retten.

Ich bat meinen Oheim mit Wärme, mich nur vorher Ein Jahr auf Reisen zu senden, nach Paris sogar.

Du redest recht fertig französisch, mein junger Herr. Was soll dir noch diese Reise? Nach England steht dein Sinn, weiß ich. Ich kenne England; dort lernt man nichts, was man an einem Hofe brauchen könnte. Mit deiner warmen Phantasie, mit deinem heißen Herzen, oder Kopfe — was ists von beiden? und mit deiner Nichtachtung des Hofes — denn auch die kenne ich, junger Mensch, nur darf sie kein anderer Mensch kennen, — wirst du am Hofe nicht übel stehen, verspreche ich dir vorher. Betrachte ihn als ein Schauspiel,

wie du willst, desto weniger wirst du dich von ihm täuschen lassen. Zuletzt wird es dir Ernst werden.

O Eure Exzellenz, das eben fürcht ich.

Du bist sehr bescheiden, Eduard, sagte er mit einer Verbeugung.

Du bist nicht zu beherrschen, sagt deine Tante: gut denn, mein Sohn, so herrsche du da, wo du nicht dienen willst. Der Mensch, glaube mir, hat kein andres Ziel, und sein Schicksal ist entweder selbst herrschen oder beherrscht werden.

Ich will nichts mehr, als mein eigner Herr seyn, mein gnädiger Oheim.

Das ist die Romanenphilosophie eines Jünglings, oder die Moral deines Hofmeisters, der er bedarf, um sich für die Unbedeutenheit seiner Lage zu trösten, so gut es seyn kann. Ich stelle dich mit deinem vielgestalteten Kopfe so hoch ich kann. Du hast es in deiner Gewalt aus deiner Lage so viel oder so wenig zu machen als du willst.

Damit entließ er mich.

Ich flog zu meinem Bruder, und rief zornig: ich will nicht! Und ich machte meine Anstalten zur Flucht.

Da mein Bruder sah, es war mein Ernst, mein fester Entschluß, fiel er in meine Arme, und fragte: wie viel Geld bedarfst du?

Wenig, wenig, o wie wenig. Mich verlangt ja nicht nach Genuß, nur nach Arbeit. O du vergißt es ja, wie oft ich den Tagelöhner beneidete, der doch am Abend des heißen durcharbeiteten Tages sagen konnte: ich habe für Weib und Kind gearbeitet. Mir ist nichts ekelhafter, als diese genießende Unthätigkeit unsers Lebens. Ich will ja nur verdienen, was ich habe; erringen, was ich wünsche. O du sanfter Mensch weißt es nicht, was der General will. Er gibt mir ein Amt, einen Titel. Er wird mir ein Weib geben, das ich schon darum hasse, weil es mir gegeben ist. Er will mir das Leben vordemonstriren, wie einen ma-

thematischen Satz. Ich muß fort, oder ich verderbe unter Haß und Gehorsam.

Wir waren beide nicht arm; denn der General hatte uns von dem ersten Jahre an ein reichliches Jahrgeld gegeben, besonders meinem Bruder, damit er dem Regimente und seinem Namen Ehre machte. Wir setzten das Geld in Wechsel um. Der frohe Tag meiner Flucht erschien. Ich fiel in meines Bruders Arme. Niemand wußte um das Geheimniß als der Wachtmeister Hansen, der bei meines Bruders Eskadron stand, durch den auch unser Briefwechsel ging, und dann flog ich zum Thore hinaus in die offne, weite, freie, schöne Welt.

Ich hatte acht Tage Zeit, ehe man meine Flucht merken konnte, und in den acht Tagen war ich weit entfernt von dem Hause des Generals.

O welch ein Gefühl, lieber Bälger, für einen Jüngling von neunzehn Jahren, der Kette entronnen, nun frei, ganz frei, wie ich

es war, mitten auf dem Erdboden da zu stehen! ohne einen Menschen, der meinen Namen kannte. — Ich hatte mich Dreiberg genannt — ohne einen Menschen, dem ich Rechenschaft abzulegen hatte! Denn ich war ja fest entschlossen, nie einen andern Namen als meinen jetzigen zu tragen. Es war Nacht; da am Morgen der Horizont vor mir aufging, so flog ich begeistert von der Freude auf die hohe Spitze des Berges, die noch allein von der Sonne beleuchtet war. In frohem Wahnsinn zog ich meinen Säbel, hieb drei Mal in die Luft, und nahm, wie ein Engländer ein neuentdecktes Land, die ganze Erde in Besitz, und gewiß mit mehr Recht, als der Engländer; denn ich verlangte von den Bewohnern der Erde, die ich in Besitz genommen, nichts als Freiheit. O welch ein Augenblick, da ich im vollen Ernst rief wie der König von England: Dieu et mon droit! und dann wie der König von Spanien: ich der König! in dem höchsten Sinne des Worts. Alles was groß und edel war im ganzen Weltraum erhob die fessellose

Brust. Ich war glücklicher als je ein König der Erde, und auch tugendhafter.

Ich war auf einer gefährlichen Stelle meines Lebens, das weiß ich jetzt, damals glaubte ich auf der schönsten Stelle meines Lebens zu stehen. Ich ging den Weg nach der Stadt, wo ich mein Päckchen Wäsche und Kleider finden sollte. Dort ließ ich mich auf dem Postwagen einschreiben, und fuhr Tag und Nacht, um nur erst vor meines Oheims Nachforschungen sicher zu seyn. Dann wollt ich zu Fuß fröhlich die Erde durchziehen, dacht ich.

Ich ging den Weg nach Hamburg; denn mein Sinn stand nach England.

An einem schönen Morgen ruhte ich mich in einem kleinen Gebüsch nahe an einer Gartenthüre, vor einem Dorfe. Die Thüre öffnet sich, ein junger Mann und ein Mädchen treten heraus, die Hände in einander geschlagen, beide seufzend, ohne Worte.

So leb denn wohl! sagte der junge Mann: auf ewig!

Auf ewig? Aber es ist nicht anders. Leb wohl! O leb wohl! und denk an die heutige Stunde.

Sie standen noch ein Paar Minuten schweigend gegen einander, wiederholten das Wort: leb wohl! noch ein Paar Mal, ohne die Hände auseinander zu ziehen. Stumm schieden sie endlich.

Das Mädchen hob die gefalteten Hände und die verweinten Augen gen Himmel, schluchzte nur ein Mal, und ging, das Haupt auf die Brust gesenkt, wieder in den Garten. Der junge Mann ging die Straße.

Ich folgte ihm langsam und gerührt, bei weitem mehr von dem festen Ton seiner Stimme, womit er die Paar Worte sagte, als von ihren Klagen.

Hundert Schritte von dem Dorfe setzte er sich auf einen Hügel, sah nach dem Dorfe zu-

rück, zog seine Flöte hervor und blies eine rührende Melodie.

Ich war leise den Hügel hinter ihm hinauf gestiegen. Er sagte, die Flöte auf seine Knie legend: und doch müssen Engel dir, und mir, den heißen Schmerz beneiden. So lebe denn wohl, treues Herz! Und die Zeit, und kann es nicht anders seyn, auch eine glücklichere Liebe lösche den Schmerz aus deinem schönen Leben, Marie! Aus meinem nicht; es würde mein Glück verlöschen; denn ich habe dich zu sehr geliebt!

Er legte die Flöte wieder an die Lippen; aber es kamen keine Töne.

Ich betrachtete meinen Mann. Ein edles Gesicht, eine edle Gestalt. Seine Kleidung war ein abgetragener schwarzer Rock. Er schien ein Geistlicher; denn er trug sein Haar hinten aufgerollt.

Die Aussicht von hier ist schön, hob ich an, zu ihm tretend.

O ja, mein Herr! antwortete er stark, jedes Zeichen des Leidens verhüllend.

So viel gehört dazu, das Auge zu befriedigen.

Er schwieg. Ich fuhr fort: aber wie viel mehr das warme Herz?

Wie wenig! wollen Sie sagen: ein Bach, ein Gebüsch zum Schatten, Eine Blume oder zwei, Eine blaue Stelle am Himmel, und ein Andenken!

Und eine nahe Hoffnung, nicht wahr?

Oder die schönste, die allerfernste, die letzte.

Seine Stimme verrieth den Schmerz nicht, den er gewiß fühlte.

Dazu gehört die Nacht.

Die Nacht vergrößert die Sehnsucht um die verlorne nahe Hoffnung nur.

O weh dem Armen, der eine verlor!

Hier stand er rasch auf und sagte: wir gehn vielleicht denselben Weg? und hob an zu

gehen, nachdem er noch einen Blick auf die verlorne Hoffnung im Dorfe geworfen hatte.

Wir gingen. Ich wendete das Gespräch auf das menschliche Glück, um ihn zum Klagen zu bringen. Aber er machte nicht ein Mal eine Anspielung auf seine Lage.

Der ist, sagte ich: der glücklichste, der ganz frei ist, der Niemanden angehört, als sich selbst.

Das ist wohl selten oder gar nicht. Aber der Mensch begeht seine größten Narrheiten unter Menschen, die er nicht achtet, oder die ihn nicht kennen. Rechenschaft ist der Mensch schuldig —

Nur sich selbst.

Und jedem andern.

Warum? reden Sie.

Damit der Mensch nicht glaube, alles sey Recht, was sich vertheidigen läßt.

Ich bin in der Lage, sagte ich lächelnd.

Gewiß nicht, sagte er kräftig: Sie haben noch irgend ein Herz, dem Sie Rechenschaft schuldig sind. Ich bin auch in der Lage jetzt. Ich bin hier völlig fremd; aber ich danke Gott, daß noch ein Herz ist, obwohl ich es verloren habe, dem ich ewig Rechenschaft schuldig bin. Und bände mich nur ein heißer, ein flammenheißer Schmerz an die Menschen, so wollt ich den Schmerz nicht missen; denn ich will den Menschen angehören. Wer ein Verbrechen begeht, reißt sich von den Menschen los, und der Satz ist auch umgekehrt wahr, und dann wär es gräßlich, so frei zu seyn, wie Sie sagten. Selbst Ihr Name verbindet Sie —

Und habe ich ihn abgelegt?

O das sollte der Mensch nicht! sagte er die Hand auf mein Herz legend. Mein Herz schlug unter seiner Hand unruhig. Wer hat denn Sie frei gesprochen, fuhr er fort: von der Rechenschaft, die Sie dem wahren Namen schuldig sind? Alle Verbrecher sind namenlos,

obwohl es Fälle geben kann, wo ein ehrlicher Mann inkognito geht. Ich wenigstens müßte den Mann kennen, mit dem ich Freundschaft schließen wollte.

Hier ergriff ich seine Hand und drückte sie fest auf mein Herz. Und doch verbergen Sie einen Schmerz, den ich kenne.

Einen Schmerz; aber meinen Namen nicht.

O verbergen Sie mir Ihren Namen; nur Ihren Schmerz nicht. Ich sagte ihm, daß ich zehn Schritte von ihm gesessen hätte, da er von dem Mädchen auf ewig Abschied genommen hatte.

Den Schmerz möcht ich verbergen; aber die Begebenheit, darf jeder wissen. Meine Wohnung ist ein Stündchen von hier. Er zeigte auf ein Dorf vor uns.

Wir kamen in seiner Wohnung an, einem kleinen Stübchen in einem Bauerhause.

Der Mensch war mir unterwegs so interessant geworden, daß ich voll Zorn ausrief,

da ich in sein Zimmer trat: Sie? Sie müssen so wohnen?

Wie viel Tausend, sagte er lächelnd, wohnen noch schlechter! O das ists nicht; das Herz hat zartere Stellen als diese.

Nun erzählte er.

Er stammt aus dem südlichen Deutschland. Von Jena, wo er studirt, wird er als Hofmeister der Kinder eines Adligen hieher empfohlen. Er unterrichtet hier drei Jahre. In der Zeit lernt er die Tochter eines benachbarten Predigers kennen, eben das Mädchen, dem er ewig Lebewohl sagte.

Er liebt das Mädchen mit einer unbeschreiblichen Gewalt; aber er verbirgt seine Liebe, weil er hier in einem fremden Lande gar keine Aussichten für sich sieht, und in seinem Vaterlande vielleicht eben so wenige. Doch will er die Besuche nicht abbrechen; denn der Vater des Mädchens, ein ehrwürdiger Mensch und Gelehrter, ist sein einziger Umgang. Eben so nothwendig ist er dem Prediger geworden.

Welch ein Mensch, Marie! sagt der Vater, wenn Märzner geht, an Gelehrsamkeit ein Held, ein frommes Herz ohne Stolz, ein redlicher Mensch! O wenn der Brodt hätte, Marie, und wenn er dich —

Der Alte bricht ab; aber Marie, von einer vortrefflichen Mutter erzogen, von ihrem Vater sorgsam unterrichtet, bricht nicht ab. Sie hat noch mehr edle Eigenschaften als Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Redlichkeit an Märzner gesehen, die achtungsvolle Feinheit gegen ihr Geschlecht, am meisten gegen sie selbst; seine zarte Zurückgezogenheit mit ihr, wenn er allein bei ihr ist; und was sie von ihm erzählen hört, die Reinheit seiner Sitten, sein feines Ehrgefühl, eine reiche Pfarre auszuschlagen, weil sie die Ausstattung der Tochter des verstorbenen Pfarrers seyn soll, der besonnene Muth, womit er in dem rangsüchtigen Hause seines Prinzipals seine Selbstständigkeit frei bewahrt hat; und was ihr Vater nicht sieht, und wovor sie erröthet, daß sie es sieht,

die stolze Gestalt, das feurige, klare Auge voll Muth, die Rose der Gesundheit auf seinen Wangen, die hohe, faltenlose Stirn voll Heiterkeit. Und hat sie ihn nicht mit einer schönen Stimme absingen hören statt ihres Vaters? weiß sie nicht, daß er die Flöte vortrefflich bläst? hat sie nicht in seinem Oberrocke, den sie trocknen soll, weil ein Gewitter ihn überfallen hat, ein kleines Päckchen Verse gefunden, deren Schönheit, deren warmes Gefühl ihr Herz mehr in Bewegung brachten als alles andre? Las sie nicht in diesen Gedichten auch eins über eine stille Liebe, die er nur der Nacht, den Sternen, den Engeln und den Tönen seiner Flöte anvertraut, und wobei ihr pochendes Herz heiße Thränen in ihr schönes Auge gießt?

Marie bricht also nicht ab, wo ihr Vater abbricht, sondern sie vollendet den Gedanken mit Seufzern. Denn ach, sie liebt ihn, wie er sie.

Die Liebe, die in dem verschwiegenen Herzen verhüllt, wächst, ist flammender, stärker,

erhabener; denn in die Flamme der Liebe schlägt vermehrend die höhere Flamme der Tugend und der Großmuth.

Sie schwiegen beide; nicht die Gelegenheit, nicht die Erweichung, nicht der zu nachgiebigen Mutter Versuchungen, nicht die treuherzige Arglosigkeit des Vaters riß die großmüthige Liebe hervor. Etwas Größeres war es. Der Vater starb. Märzner und Marie saßen an seinem Sterbebette. Da legte der Vater in ängstlicher Sorge für sein Kind, unnachdenkend, die That mit dem spielenden Wunsche verwechselnd, seiner Tochter Hand in des Geliebten Hand, und breitete seine segnende Hand über die verbundenen Hände aus.

Da zitterten die Liebenden vor dem Verrath ihrer Herzen; aber sie verhüllten dennoch die Liebe. Sie war ihnen beiden ja das Höchste im Leben. Endlich da das Höhere erschien, der Tod, vor dem das Leben, die Liebe erbleicht, da der letzte Segen auf der Lippe des Vaters und in seinem Herzen verstummt war, da ver-

schwand ihnen das Leben ganz und alle irdischen Hoffnungen; da wendete Märzner das Gesicht zu Marien, und sagte leise: mein Herz ist gebrochen, Marie. Auch habe ich dich geliebt, wie Unsterbliche lieben, Marie, und ohne Hoffnung. Jetzt kann ich dir's ja sagen, Marie, da vor diesem blassen Todtengesicht jeder irdische Schmerz klein wird.

Marie antwortete eben so leise: der Todte legte unsre Hände zusammen, Märzner. Sein letzter Wunsch war vergeblich, o warum sollen wir klagen, daß unser erster Wunsch vergeblich war? Vor dem geliebten Todten laß uns sagen: Leb wohl, Geliebter! Ein schönes Andenken wird doch und ein Engel mit uns durch das einsame Leben gehen, das Andenken an eine reine, unsterbliche Liebe. So lieben Unsterbliche wie ich dich liebte. Leb wohl!

Sie trennten sich. Märzner mußte auch seine Stelle als Hofmeister verlassen. Aber in diesem Augenblicke hob sich eine nahe Hoffnung hervor. Märzner hatte nun sogar die Gewiß-

heit, eine Pfarrstelle zu erhalten, ganz in der Nähe, und die einträglich war. Alles schien gewiß, und Märzner flog zu Marien mit dem ganzen hervorgebrochenen, tausendfachen Entzücken der Liebe. Da forderte der Gerichtsherr, aus alten halberwiesenen Ansprüchen, tausend Thaler Meliorazion der Pfarre.

Märzner war arm, Marie war arm. Märzner machte Versuche, die tausend Thaler zu borgen. Vergebens. Ein reicher Kandidat meldete sich. Man war in Unterhandlung, und Märzner ging an dem Tage, da ich ihn traf, zum letzten Mal zu Marien. Er sprach sie eine Stunde allein. Dann trennten sie sich auf ewig. Er wollte in sein Vaterland zurück.

Ich fiel, da er die Erzählung vollendet hatte, in seine Arme. Ich zerfloß in Thränen.

Sehen Sie, sagte er: Mariens Herzen bin ich von meinem Leben Rechenschaft schuldig, so lange ich bin.

Und ich dir, Märzner, und, ja, meinem Bruder, und jedem Menschen!

Er mußte gehen, um Anstalt zu seiner Abreise zu treffen. Wir redeten ab, ich sollte ihn begleiten. Er ging. Und ich? o ich! o Bälger, ich ließ mir den Weg nach dem Dorfe zeigen, wo der Gerichtsherr wohnte.

Ich bot ihm die tausend Thaler für Märzner.

O Gott Lob! rief der: denn wir lieben den edlen Mann alle, und wäre nicht meine Noth so dringend, so — Ich zahlte mit einem Wechsel auf Hamburg, erhielt die Präsentation auf die Pfarre für Märzner, und flog wie ein Rasender laufend zurück.

Hier Märzner, nimm, lies, und sey glücklich!

Des Schmerzes Herr war er gewesen; aber des Entzückens nicht. Er erblaßte, er zitterte, er schwankte in meine Arme. Ich begoß ihn mit heißen Thränen. O ich war so glücklich wie er, noch glücklicher als er.

O Marie! rief er mit matter Stimme; aber ich kann wahrhaftig nicht einen Schritt

thun, so erschöpft bin ich! Und ich wollte, ich hätte Flügel.

Ich gehe, ich fliege! rief ich: gib mir zwei Worte an Marien.

Er schrieb zwei Worte, und ich flog dahin.

Mahle es, o mahle es wenn Du kannst, Bälger, wie nach der dunkeln ersten Nacht dem ersten Menschenpaare die Sonne im Osten aufging, das Auge Gottes, der Bürge ihres Lebens, ihrer Freude, ihrer Unsterblichkeit; und Du kannst Marien mahlen, da sie es hörte, Märzner war glücklich! Mahle es wenn Du kannst, die Thränen in einer Unsterblichen Auge, die aus der Nacht des Grabes verklärt zum ewigen Leben durch Gottes Stimme hervor gerissen wird. Mahle diese Thräne des Entzückens!

Karoline! rief Marie ins Nebenzimmer: o Karoline! Ein Mädchen trat hervor.

Wie fange ich es nun an, Dir das Mädchen zu Mahlen, um Dir den Eindruck begreiflich zu machen, den sie auf mich machte?

machen mußte? Es war nicht das Auge, obwohl ein offner heiterer Himmel mit einer Sonne darin, nicht der heiter lächelnde Rosenmund, nicht das schöne Oval des blühenden Gesichts, sondern es war das ganze Wesen, der Stolz der Stellung, die Freiheit des Blicks, die Entschlossenheit jeder Bewegung. Es war die moralische, edle Natur, welche sich in die Schönheit eines Engels verhüllt hat, die den gewaltsamen Eindruck auf mich machte.

Karoline, rief Marie, mit erweichter Stimme und Freudenthränen: Märzner ist Pfarrer!

Er hätte sollen ein Mann seyn! antwortete das Mädchen ruhig. Das that das Glück für dich, Marie; aber was that er? Doch du weiche, demüthige Seele, so sey denn glücklich! In dem Augenblick trat Märzner ins Zimmer, und alle Entzückungen unsrer Herzen, der Liebe, des Glücks, der Theilnahme, der mütterlichen Freude stiegen auf den höchsten Gipfel.

Karoline war unendlich bewegt von der allgemeinen Freude; aber da die Liebenden in den Garten gingen, sagte die Mutter mit einer Art von Vorwurfe zu Karolinen: nun, siehst du denn endlich.

Wie wetterwendisch das Glück ist? und wie wir demüthige Kinder, oder wohl gar Sklaven des Glücks sind? Marie und Märzner waren viel reicher, viel, o viel reicher, als mein Vater. Mein Vater war nur ein Mann, und war er nicht glücklich? war er es nicht, liebe Tante?

War es deine Mutter, liebes Kind?

In ihren schönsten Stunden gewiß. Wenn mein Vater vom Felde kam, ermüdet von des heißen Tages langer Arbeit, und dennoch heiter wie ein Gott; dann fühlte sie jeden stolzen Triumph des Lebens. Dann habe ich nie ein seligeres Wesen gesehen als meine Mutter! Und wurde das schöne Ziel nicht erreicht?

Ja, aber mit wie viel Sorgen?

O, Tante, diese Sorgen für des Andern Freude, diese Arbeit für den Andern, ist der reiche Ehrenkranz des Lebens!

Ihr Vater war Offizier gewesen. Er liebt, er wird geliebt. Aber tausend Hindernisse treten zwischen seine Verbindung mit der Geliebten.

Er tritt vor die Geliebte hin und sagt: wirf deinen Stand von dir, werde eine Bäuerin, wie ich ein Bauer, wenn mein Besitz dein Glück ist, dein einziges Glück.

Sie fliegt entzückt in seine Arme. Er stellt ihr vor, was alles sie aufgeben muß, was alles entbehren, welche Arbeiten, welche Mühe, welche Sorgen sie erwarten. Sie bleibt fest. Der Plan wird ausgeführt, sein Bauergut gekauft. Sie ziehen dahin. Fest entschlossen glücklich zu seyn, werden sie es. Die Arbeit wird Gewohnheit, der Sorgen weniger. Das Glück belohnt ihre Arbeiten, sie werden wohlhabender, ohne ihren Stand ganz wieder zu verlassen. Unter diesen Grundsätzen alles aus

sich selbst zu nehmen, dem Schicksal einen festen Willen entgegen zu stellen, wird ihre einzige Tochter Karoline erzogen, wechselnd unter Arbeit aller Art, und unter dem Unterricht, den ihr Vater, der selbst eine sorgsame Erziehung gehabt hat in seiner Eltern Hause, und in einem begebenheitvollen, thätigen, kräftigen Leben, geben kann.

Nach dem Tode ihrer Eltern ging Karoline zu ihrer Tante, Mariens Mutter.

Sie wurde hier der gute Geist der kleinen Wirthschaft, und die Mutter gestand mir, hätte ihr Mann noch länger gelebt, Karoline hätte mit ihrem ruhigen, steten, festen Wesen, womit sie alles angriff, alles verbesserte, die arme Haushaltung viel reicher gemacht. Sie ist, fuhr die Mutter zu mir fort: mehr ein Mann als ein Mädchen, und dennoch wiederum Mädchen in dem schönsten Sinne des Worts.

Nun hatte endlich Marie Märznern gefragt, auf welche Weise er die Pfarre erhalten. Er nannte mich. Du kannst denken, wie

groß die Dankbarkeit der Mutter und Tochter war. Sie erhoben meine Großmuth in den Himmel.

Karoline lächelte, und sah mich, ich möchte fast sagen, ein wenig spöttisch an. Aber dann fragte sie Märznern sehr ernst: wenn Dreiberg aber nun nicht gewesen wäre? Oder wenn ein zweites Unglück machte, daß sie die Pfarre wieder verlören?

O dann! dann! rief Märzner und umfaßte Marien: dann ist sie mein Weib; dann habe ich Arme!

Hatten Sie die nicht jetzt auch, und einen reichen Kopf dazu? und Marie Talente, um die ich sie alle Tage beneide? Ist die Geliebte nicht so viel, noch mehr fast, als Weib? Habe ich Recht, Herr Dreiberg?

O Karoline! rief ich voll Bewunderung. Aber entsagen ist auch groß.

Eine, Eine große Handlung beweist für den Charakter des Menschen nichts, sagte mein Vater, der die Menschen kannte. Der Rausch,

das Beispiel, eine kurze Begeisterung haben ihre Wunder. Das Edle im Menschen, meinte er: sey kein Erdbeben, sondern eine reiche Erndte, die von der Saat an langsam keimt, blüht, reift, wo jede kleine Aehre ihre Körner gibt. Er gab selten etwas auf, was er für recht oder nützlich hielt, weil alles mit Muth und Ausdauer, meinte er, zu erhalten wäre. Eine einzige große Handlung verdient ihren Kranz; ein tugendhaftes Leben hat nur sich selbst, und das ist genug. Ich denke auch so, denn noch hat ihn Niemand widerlegt.

So sagte sie; aber das Wie? wer beschreibt Dir das? Sie sagte das so natürlich hin, so, ohne es durch Ton, oder Blick, oder Bewegung zu bezeichnen. Sie konnte dabei Garn abwinden, ohne je inne zu halten. Ihre Worte waren auch die goldnen Aehren einer langsam gereiften Saat.

Ich stritt mit ihr oft darüber; denn ich blieb noch immer bei Märzner, um seine Verbindung feiern zu helfen; über Märzners Lie-

be. Sie fragte lachend: ist die Liebe eine tugendhafte Begeisterung, so laßt uns geschwind heirathen, und eben so geschwind sterben; denn an Liebe fehlts nicht. Aber wir armen Menschen gebrauchen eine Minute zu lieben und eine halbe, um den Bund der Liebe zu brechen. Aber, setzte sie mit ernster Rührung hinzu: das an Liebe verarmte Herz an unserm, das eben so verarmt ist, fest halten, jeden Irrthum, auch die unmerkliche Täuschung der begeisterten ersten Stunde der Liebe mit eben so viel Vertrauen, Nachsicht und Güte ersetzen; jenen glühenden Augenblick des ersten Handschlags nicht in eiskalten Haß verwandeln, immer verzeihen, und aus der vergänglichen Liebe eine schöne Pflicht machen: ist das auch Begeisterung? frage ich! O auf dem Grabhügel des am langen Gram gestorbenen Geliebten lernt der Mensch erst, was Liebe ist, und was Größe. Ach mein Vater, der den Bund der Liebe nie brach, lernte doch erst auf dem Grabe meiner Mutter, was Liebe war.

Sie drehete sich um und ging.

So ist sie! sagte Marie. O wie wird die lieben!

Sieh Bälger! so ging Woche an Woche hin; denn ich blieb bei Märzner, und ich liebte sie. Denn an Liebe fehlts nicht, sagte sie ja.

Sieh, sagte Märzner: sieh! laß Liebe nun auch nicht eine tugendhafte Begeisterung seyn, laß sie das heiße Aufwallen des Blutes seyn, ein stärkerer Schlag des Herzens, Dreiberg; so hat die Natur es so gewollt. Hätte sie einen bessern, einen erhabnern Weg gewußt, meinst du, sie hätte ihn nicht gewählt? Was haderst du mit dem Himmel? Was Karoline? Warum träumt ihr von der Liebe höheren Wesen? Meinst du, meint sie, die wahrhaftig dich liebt, so ruhig sie sich stellt, ihr wollt auf Eurem künstlichen Wege ein höheres Glück finden als dem Menschen gegeben ist? Wer streitet dagegen, daß sie Recht hat? O seltsame Menschen! Ihr macht aus der Liebe ein Spiel, aus der ernstesten Minute des Le-

bens ein Schauspiel voll hoher Sentenzen. Ich bitte dich, schlag in dich, und meistre die Natur und Eure Herzen nicht.

Er hatte Recht. Aber sie wollte dem Leben ein Glück abtrotzen, was vielleicht nur ein Traum ist. Ich war von ihr bezaubert. Ich suchte ja auch mein Glück auf meinem eignen Wege. Ich liebte sie, sie liebte mich. Wir sagten es uns halb einander, die schönsten Gefühle, die himmlischsten Blüthen des Lebens verhüllend. Aber auch das hatte seinen Reiz, einen eigenen hohen Reiz; den aber wieder nur die Liebe gab.

An einem Tage, da wir mit einander das liebliche Thal durchwandert hatten, das rings Märzners Pfarre umgab, auf der Rückkehr nach Hause, da der Mond sein sanftes Licht auf den unruhigen Strom goß, und auf den ruhigen See, da rief sie auf einmal ihre Arme um meinen Hals schlingend: o es ist groß, unendlich groß, wie Märzner und Marie entsagen. Nein, ich könnte es nicht. O ihre Liebe

war das ruhige Licht auf dem stillen See, unsre das gebrochene Licht auf den unruhigen Wellen. O ich war eine Thörin! O wie viel kleine, rührende Freuden versagt ich mir nicht, um dir eine Heldin zu scheinen, und doch trage ich ja, wie Marie, an meinem Herzen deine Blumen. O verzeihe mir, verzeihe mir!

Sieh, Bälger, wir wurden unendlich glücklich, und ihre Grundsätze und meine wurden nun neue Blumen einer schönern Welt, die wir mit den irdischen Blüthen der Liebe in einen Strauß banden.

Ich gestand ihr, wer ich war. Sie fiel lebhaft ein: aber du führst nie einen andern Namen als Dreiberg?

Nie!

Und du kehrst nie nach Hause zurück?

Nie!

Und wir führen unsern Plan aus in genügsamer, beschränkter Stille, nur uns zu leben, das Leben in Liebe und Arbeit zu theilen, wie mein Vater!

Gewiß!

Ich schrieb meinem Bruder, und Karoline wurde mein Weib. Wir bezogen ihres Vaters Gütchen.

Fortsetzung.

Unsre erste Einrichtung war freilich so, daß Märzner und Marie lachten, wenn sie uns besuchten.

O seyd nur glücklich! rief Marie zärtlich: wie ihrs möglich macht, wen kümmert das, als Euch?

Aber meine Karoline hatte dennoch Recht, und träte ich morgen wieder in das häusliche Leben zurück, ich würde wieder so leben als mit ihr. Aber wo würde ich ein Weib finden wie Karoline?

Der Tag war unter Arbeit und Vergnügen getheilt; aber wir sahen uns oft lachend an, und hätten nicht sagen können, ob nicht gerade die schwerste Arbeit das reinste Vergnügen war.

Es war in der That ein Leben im höhern Sinne, was wir führten, so bürgerlich, daß jede Frau, auch wohl die einfachste, das Näschen doch wohl gerümpft hätte, und dennoch so überirdisch, als wohnten wir, dem Grabe schon entronnen, auf den glücklichen Inseln unter den Unsterblichen.

Mein Bruder besuchte mich, obwohl er mit meinem Entschlusse, unbekannt so fort zu leben, nicht zufrieden war; aber nach drei Tagen schon rief er: o du beneidenswerther Mensch! O du seliger Mensch! Und wieder nach drei Tagen: nein, du bists nicht, Eduard! du nicht! Ein Engel, der Karoline heißt, hat dein Paradies geschaffen. Ihre Hand, die Hand der Unsterblichen hat den Baum des Lebens gepflanzt!

Wir waren mündig geworden. Mein Bruder verwaltete mein Vermögen. Ich ward sehr reich; denn ich verzehrte nicht den zehnten Theil.

Da wurde Märzner in sein Vaterland gerufen.

Er gab mir den Brief, und betrachtete mich, dann meine Frau mit unruhigen Blicken.

Das heißt, rief Karoline lachend: wir sollen dich begleiten. Sie sah mich an.

Wir versprachen mit ihnen zu ziehen.

Märzner ging voraus. Er hatte mir in der Nähe seines Dorfes ein kleines Gütchen gekauft, das mitten in dem Heiligthum der schönsten Natur lag. Wir traten in helle, hohe Zimmer, die gegen unsre vorigen königlich waren. Karoline sah mich schelmisch an; aber sie schien es doch gern zu sehen.

Das Seltsame unsers Lebens verschwand immer mehr unter den gewöhnlichen Formen; aber was unser Leben so beglückte, die Liebe, die Arbeit, die Freiheit, die Unabhängigkeit, das einfache, von allem lästigen Zwange freie Leben blieb.

Märzners waren unser Umgang. Die beiden Freundinnen waren Mutter geworden,

und dieser neue heilige Charakter umgab wie ein sanftes Mondenlicht meine Karoline.

So verschwand nach und nach alles Auffallende in ihrem Wesen. Sie wurde, was ich am meisten bewunderte, eine eben so zärtliche, sogar verzärtelnde Mutter gegen ihren Sohn, als Marie gegen ihre Tochter.

O, sagte Märzner: jetzt erst bin ich froh, Dreiberg; denn nun erst bist du glücklich.

Ich war es ja schon lange.

Er schüttelte den Kopf.

Einen Morgen saß ich mit Karolinen auf der Höhe unsers Weinbergs, sie meinen Sohn in ihrem Schooße, ich die Flöte an den Lippen, ein Wiegenlied blasend, was sie sang.

Vor uns lag das Paradies unsrer Gegend. Da stieg ein Mann die Höhe heran, von Zeit zu Zeit stehend, und die emporsteigende Gegend beschauend.

Dort ist wohl der höchste Punkt, wo Sie sitzen? rief er hinauf.

Er kam, grüßte, und mit einem sehr freimüthigen, fast stolzen Wesen, fragte er, kaum einen Blick auf uns werfend: das sind die Vogesen? Und dort die blaue Ferne der Schwarzwald?

Himmel! rief er: wie schön! Und doch zieht jene blaue Nebelferne das Auge mehr an, als die nahe schöne Gegend.

Das Auge nicht, sagte meine Frau: sondern die Seele.

Er sah sich rasch nach ihr um, sagte schnell: freilich! wie man sich hinaus sehnt in beide Fernen, in die Weite, und in die Zukunft.

Und doch haben wir nur immer die Gegenwart. Die Ferne erreichen wir nie.

Wer erreicht die? Der Endliche nicht. O wenn uns nur nicht viel weniger gehörte als was das Auge erreichen kann! Das steht dort fest! fuhr er fort: und wir versinken nach zwei Augenblicken einer vergeblichen Sehnsucht.

Möchten Sie ohne diese Sehnsucht leben? fragte ich.

Ja! antwortete er nachlässig.

Und wenn die Sehnsucht eine prophetische Stimme aus der Zukunft, aus beiden Fernen, wie Sie sagten, wäre? fragte Karoline.

Ach, rief er, in jedem Winter sag ich: es fehlt mir nichts als der Frühling. Man bethört sich mit Wünschen!

Ja, im Müßiggang, mein ich! sagte wieder ich. Die Arbeit vergißt das Ziel, und die natürlichen Freuden des häuslichen Lebens beglücken.

Er sah sich wieder um. O ja, sagte er: die Gruppe die Sie machen, ist ein schönes Bild des Glücks; aber die Gruppe verändert sich. Was dann?

Der Wille, das Glück fest zu halten!

Verstehn Sie das, junge Frau? fragte er sich ganz nach uns umwendend.

Ich lerne es von ihm, er von mir!

Sie heißen Dreiberg? Ich freue mich, Sie kennen zu lernen.

Ja, ich glaube wohl, fuhr er fort: nach allem was ich von Ihnen gehört habe, daß Sie Jahre haben, wie ich einzelne Tage, wo die Träume und alle seligen Plane einer Jugend wieder kehren, der Glauben an ein thatenreiches Leben, und der Glauben an den reichen Lohn des Lebens, an solch eine Gruppe, zu der ich gehöre!

Wer daran glaubt, findet sie, sagte Karoline hell zu ihm aufschauend.

Sieh, Herr, ich glaube! sagte er lächelnd: diesem lachenden Auge, dieser versichernden Stimme. Aber wer sagt mir: gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen?

Die Natur sagts, und die Natur ist Gottes Stimme.

So wäre nichts Lüge. Und wer weiß denn auch, ob nicht der Mensch eine Flötenuhr ist, die der todten Walze ihr Lied nachsingt? Also nicht Lüge, nicht Wahrheit; nur Töne!

Sie sagen das Gräßliche so lächelnd.

Weil es Augenblicke gibt, junge, schöne Frau, wo ich glaube! und dieser — seyn Sie ja recht stolz drauf — ist einer, und ein schöner Augenblick.

Wir standen auf zum Gehen.

Er ging an unserer Seite den Weinberg hinab. Dort wohnen Sie? fragte er.

Ich bat ihn, bei uns einzutreten.

Ich wollte Sie eben um dasselbe bitten.

Er trat ein.

O ja, sagte er ans Fenster tretend, und dann auf meine Frau, auf unser Klavier und auf mein Bücherbrett zeigend: hier muß es gut zu wohnen seyn! Nur — o man sollte nichts müde werden.

Alles! sagte Karoline, sich von der Wiege empor richtend: denn alles drängt in weite Fernen.

Nein, alles nicht. Sie werden der Wiege nicht, ich nicht dieser Töne müde werden!

Er griff ein Paar schöne Akkorde in einem stolzen Gange.

Karoline bat ihn fortzufahren. Der schönste Dreiklang, sagte er, meine Hand fassend, ist doch zwischen Vater, Mutter und Kind.

Es gibt noch einen schönern! rief Karoline die blitzenden Augen auf ihn richtend: Gott, Unsterblichkeit und Gerechtigkeit!

Ach! sagte er scharf und zweideutig: ich kann ihn nicht fassen! Das Mutterherz faßt ihn.

Der Vater auch. Die Liebe! die Freundschaft! der edle Mann!

Wir schwiegen alle Dreie; denn die Thränen, die über Karolinens Wangen rollten, ergriffen sein und mein Herz.

Er setzte sich an das Klavier, und phantasirte eine Zeit lang, und so schön, so erhebend, daß wir kaum athmeten.

Sehen Sie, sagte er dann: ich habe auch Thränen; aber sie sind Töne.

Ich wollte, Sie wären unser Nachbar.

Der will ich seyn und heißen. Also Nachbar, das ist mein Name.

Er blieb den Mittag bei uns, und selbst, daß wir nicht wußten, wer er war, erhöhete das Vergnügen.

Er kam wieder, und wir wurden Freunde, bis auf einmal Märzner und Marie ins Zimmer traten, da er neben der Wiege saß und wiegte.

Ich sah Märznern an, der erstaunt auf der Schwelle stehen blieb und sich ungewöhnlich tief und ehrerbietig bückte.

Das schöne Spiel — o es war kein Spiel, es war eine schöne Wahrheit — sagte unser Nachbar aufstehend: aber es ist zu Ende. O ich bitte Sie, sagte er zu mir: lassen Sie es nicht zu Ende seyn. Ich bin der Prinz Albert von **, ein so armer Prinz, als es einen geben kann, der es hier in diesem schönen Heiligthume der Liebe vergessen konnte, daß er ein Prinz war. Sonst darf ich es nie vergessen.

Marie erröthete; aber meine Frau lächelte so offen, und sagte: wir würden noch mehr verlieren, wenn Sie nicht unser Nachbar blieben.

Meine Karoline war die Einzige, die sich in diesem neuen Verhältnisse immer leicht und frei bewegte.

Albert war von einer Seitenlinie des fürstlichen Hauses. Wenn ein junger Prinz nur die wenigen Blätter der Geschichte seines Hauses liest, so kann es nicht fehlen, der Ruhm muß mit dem heißesten Durste nach edlen Thaten in seine Brust einziehen; aber Albert las nicht nur die Thaten seiner edlen Ahnen, sondern aller deutschen Fürstenhäuser, und dann führte ihn sein weiser Lehrer, der nur den Fürsten in ihm sah, nicht den Unterthan, nach Olympia unter die zehntausend Ehrenbildsäulen der olympischen Sieger, in die alte Geschichte, in dem Plutarch.

Der junge Prinz legte bei jedem Schwur seine Hand auf den Plutarch, wie ein Englän-

der auf die Bibel; denn er schwor nichts als sein Leben zu einem Leben voll hoher Thaten zu machen; aber er hielt seine Schwüre. Er trat in die kaiserliche Armee, und in Ungarn kämpfte er um den ersten Lorbeer.

Der Jüngling, der noch auf der Gränze des Knabenalters stand, kam mit Lorbeern des Siegs gekrönt zurück. Er hatte nicht nur die Kränze des Ruhms gewonnen, sondern auch die Herzen der Armee, und des Kaisers ehrenvolle Aufmerksamkeit. Er wurde ein Mann; da rief ihn seine betrübte Mutter von der Bahn der Ehre zurück.

Der Fürst, sein Agnat, liebte den eigenen Ruhm nicht; aber den fremden noch weniger. Der Prinz Albert mußte gehorchen. Er kam. Aber er zog sich in eine Einsamkeit auf sein kleines Landhaus zurück, wo er, da er dem Leben nicht dienen sollte, dem schönern Leben, das die Musen verleihen, diente.

Und das, sagte er lächelnd: können sie mir nicht nehmen.

Es war das Einzige Böse, was er von seinen Verwandten sagte.

Man haßte ihn, besonders die Fürstin Mutter, erstlich, weil er bei einer Krankheit ihres Sohnes zu nahe an dem Throne gestanden hatte; zweitens noch mehr, weil er einen Thron verdiente; drittens weil die Londoner Zeitungen ihn auf seiner Reise durch England mit warmen Lobe begleitet hatten.

Das erzählte er mir, da ich ihn begleitete. Haben Sie also, sagte er auf einmal schnell, die Hand vor meine Brust stemmend: etwas am Hofe zu suchen, oder müssen Sie ihn fürchten: so hängen Sie sich ja nicht an mich, Dreiberg. Denn ich darf gar nichts seyn.

Ich lächelte. Ich bin so frei, wie die unverwundbare Luft, lieber Nachbar, und so lange Sie selbst diese Freiheit nicht antasten wollen —

Hier lächelte Er wieder, und ich ging mit zu ihm.

Alles was sein war, hatte freilich den Schein des Sonderbaren.

Sein freundliches Haus sah im Innern mehr einem Museum ähnlich als einer fürstlichen Wohnung. In jedem Zimmer hingen ein Paar ausgesuchte Gemählde, alle Tische standen voll Vasen und Büsten. Sein Eßsaal enthielt eine vortreffliche Bibliothek, das beste Zimmer seine physikalischen und mathematischen Instrumente. Sein Garten war klein; aber schön. Seine Glashäuser enthielten die seltensten Gewächse.

Seine Hausgenossen waren, ein junger Mahler voll Talent, ein alter Naturkundiger, den er auf seinen Reisen bei sich gehabt hatte, sein Jugendlehrer, ein Gelehrter, ein wenig Pedant, aber ein vortrefflicher Mensch, und ein Musiker, der seine Domestiken in der Musik unterrichtet hatte. Seine Bedienten trugen keine Livree. Nichts erinnerte hier an den Fürsten, gar nichts.

Seine Freunde lebten so unabhängig in seinem Hause, wie er selbst, und dennoch erkannte man den Herrn des Hauses, an der Achtung, die jeder ihm freiwillig bezeigte. Sie galt den Menschen, den Fürsten nicht. Er war sehr reich von seiner Mutter her.

Daß man Sie haßt, sagte ich, begreife ich nicht; aber daß man sie beneidet, wohl.

Er reichte mir die Hand und sagte: wenn ich jetzt den Freund gefunden habe, so bin ich zu beneiden.

Er hatte ihn gefunden, lieber Bälger, und auch ich hatte den Freund in ihm gefunden.

Sieh, da erwachten unter dem warmen Athem der Freundschaft bei uns beiden die alten Jugendwünsche wieder, an deren Erfüllung mich sogar Karoline oft erinnerte, über die Alpen zu gehen.

Die Anstalten zur Reise wurden getroffen. Der Prinz machte noch einen flüchtigen Besuch in der Residenz, wo er seinen Plan, im tiefsten Inkognito eine Kunstreise nach Italien zu machen, ankündigte. Karoline unterdrückte ihren Schmerz, daß ihr Mann sie verlassen konnte. Hätte sie ein trübes Gesicht gemacht, Dreiberg wäre geblieben. Aber sie lächelte, und sagte, den Schmerz gewaltsam in ihre Brust hinab drückend: der Mann gehört dem Leben an, das weiß ich, die Frau dem Hause, die Mutter dem Kinde. Geh mit Gott! und erhalte mir deine Liebe.

Marie allein sah die Thränen Karolinens, und Märzner kannte ihre Ansprüche an alle Opfer der Liebe, die sie selbst zu bringen den Muth hatte.

Er redete mit Dreiberg; und Dreiberg lächelte.

Märzner, du verkennst meine Frau.

Gebe es Gott!

Dreiberg reiste mit dem Prinzen ab.

Der Prinz nahm nur seinen alten Bedienten mit, der verschwiegen war wie das Grab.

Ueber der Gränze des Landes hinaus wechselten sie die Straße, und jede Spur von ihnen verlor sich.

An den Gränzpfählen des Landes legten sich an des Prinzen Schulter die Flügel der Freiheit und jeder edlen Begeisterung der Jugend.

Die Alpen waren ihm zu nahe. Er schaute schon hinaus nach den ältesten Trophäen zu Marathon, und nach dem alten Wunder- und Feenlande der Pyramiden.

Dreibergs alte Begeisterung erwachte auch wieder.

Da sie einen Morgen ausstiegen, ehe die Sonne aufging, und den bethauten Hügel hinan gingen, und nun sahen, wie der Triumphweg der Sonne schon mit Rosenwolken bestreut war, wie die Vögel schon fröhlich das Triumphlied der Sonne singend in dem Glanz

der Aurora sich badeten, wie nun die sanften Rosenwolken zu funkelndem Golde wurden, und endlich die Sonne empor stieg: da umarmten zwei Menschen sich in feuriger Liebe. Da sie aber nun in einen Wald traten, durch den die Sonne ihre Pfeile durchschießt wie ein goldnes Gewebe, und das Brausen des Waldes, und die frohen Stimmen der Vögel, und das Horn des Postillons in den Athem des Morgens hinein stürmten, und vor ihnen nun die unendliche Gegend sich aufrollte: da bat der Prinz seinen Freund um den Wechsel ihrer Namen, zum Zeichen der höhern Freundschaft, und der Prinz hieß von nun an Herr Dreiberg, und Dreiberg hieß Herr Albert.

Dieser Tausch der Namen hat etwas Zärtliches für das Herz. Sie liebten sich von diesem Augenblicke an mehr, heißer, und bei dem nächsten Sonnenaufgange schworen sie sich auf der Spitze der Alpen den Bund der ewigen Freundschaft zu schließen; aber eher nicht. Und sie schlossen ihn dennoch schon heute,

übermannt von dem Rausche der Jugend. Die Alpen sollten sie nicht sehen; denn acht Tage nach dem geschlossenen Bunde begegnete ihnen in einem schönen Eichwalde, den sie zu Fuß durchgingen, eine kleine Karavane, die aus zwei armselig gekleideten Kindern, und einem sehr elegant gekleideten Mädchen bestand, wovon zwei, der Knabe und das Mädchen, eins ums andre einen kleinen Schlitten mit trocknem Holz und ein dreijähriges Kind fortzuschleppen beschäftigt waren.

Dem Mädchen hing der Strohhut, hoch mit Blumen und Federn geschmückt, im Nacken, das Kleid, mit Spitzen besetzt, hatte sie aufgeschürzt, den Schlitten mit Holz ungeschickt ziehend, während der Knabe das Kind auf seinem Rücken recht wohlgemuth fortschleppte.

Dann wechselten sie die Lasten. Das Mädchen trug den Knaben, bis sie ermüdet wieder den Schlitten ziehen wollte.

Aber, Bursche, rief sie unmuthig: ich bezahle dir Schlitten und Holz dreifach!

Laß ihn stehen, und trag du das arme Kind.

Nee! nee! sagte der Knabe trotzig: Mutter braucht Holz, und der kann gehen. Ich ziehe den Schlitten, wenn sie nicht will, Jungfer.

Die Herren waren heran, und die Jungfer setzte ihren Hut zurecht, und schürzte ihr Kleid herab.

Die Herren standen, und das Mädchen sagte: ich bin hier in einem bösen Handel verwickelt. Der Schlitten kann, das Kind will nicht fort. Ich habe meinen Weg verloren im Walde, der Bursche ist mein Wegweiser, nach Lanzau. Wir helfen einander so gut wir können; aber — sie sah in ihre weißen, zarten Hände, in die das Seil des Schlittens einen rothen Streif gedrückt hatte.

Ja, sagte der Knabe: die Jungfer verstehts nicht; und der kann gehen. Er schrie, da trug ihn die Jungfer; das gefällt ihm besser.

Er hat Recht, sagte das Mädchen lachend: aber sehen Sie die Last —

Mutter braucht Holz!

Und sehen Sie das schwache Kind.

Ach, der kann gehen.

Das Kind wurde auf den Schlitten gesetzt. Der Knabe und Dreiberg zogen, und Prinz Albert und das Mädchen folgten.

Der Prinz sah die Jungfer an, sah ein geistreiches dunkles Auge mit schönen schwarzen Bogen überwölbt, eine reine Marienstirne, eine frische Wange mit einem Paar allerliebsten Grübchen, und eine jungfräuliche Gestalt voll lebendiger Bewegung. Eine Schnur sehr schöner Perlen um den runden Hals von warmen Schnee und ein kleines Kreuz auf einem schwarzen Bande an der linken Brust, gaben ihm einen Wink über ihren Stand.

Sie gehören nach Lanzau?

Sie erhob ein Auge voll Schelmerei gegen ihn, und sagte: es ist mein Beruf, mein

Herr, dahin zu gehören. Aber da ich erst seit drei Tagen da bin, so weiß ich noch nicht, ob ich dahin gehöre, ins Fräuleinstift der heiligen Klara in Lanzau.

In die Abgeschiedenheit gehört Niemand als eine Heilige.

Oder eine von der Welt Verlassene, der selbst die Einsamkeit den Gram nicht abnimmt.

Aber nicht Sie! Sie nicht! So lange noch ein Schlitten zu ziehen ist, der Einem Menschen zu schwer wird, oder ein Kind zu tragen, das ohne Hülfe nicht fort kann.

Er erröthete, weil er fühlte, wie zweideutig das war, was er sagte. Sie aber sah ihn hell an, ohne zu erröthen, und sagte wieder sehr schelmisch: nun das that ich ja, und war im Stift, und recht ehrlich. Sehen Sie meine Hände, und wären Sie nicht zu Hülfe gekommen, ich hätte den Schlitten gezogen, obwohl ich mich vor diesem Hügel hinauf gewaltig fürchtete. Aber ich vergnügte mich an dem Knaben, an seiner trotzigen Manier, wo-

mit er mein Geld ausschlug, und trotz dem daß er sagte: der kann gehen! dennoch das Kind freundlich auf seine Schultern lud! Wenn sie zieht, Jungfer!

Jetzt kamen sie auf die Höhe, ein kleines Dorf lag vor ihnen.

Das ist ja Lanzau nicht! sagte das Fräulein erstaunt.

Lanzau! rief der Bube von Schlitten her, und da ist Mutter.

Eine Frau kam, sie grüßte freundlich, nahm das Kind vom Schlitten, herzte es, strich dem größern über das rothe, erhitzte Gesicht, dankte dem Herrn, daß er zog.

Der nicht! rief der Knabe: die Jungfer da hat es gezogen. Ihre Hände wissen davon noch zu sagen.

Ach hochwürdiges Fräulein! rief die Frau das Kreuz erblickend. Aber ihre Liebkosungen gehörten doch dem Kinde.

Das Fräulein zog ihre Börse, gab dem Knaben Geld, und der Mutter, und dem Kin-

de, und erröthend über ihr Geben, sagte sie dem Prinzen: es ist, als hätte ich von nun an Theil an der Familie. Sehen Sie, sagte sie lachend: zu denen gehöre ich. Ob ich so freundlich je ins Stift gehöre, ist die Frage. Aber junge Frau, Lanzau ist das nicht.

Lanzau! Aber Kloster Lanzau nicht. Das ist eine Stunde von hier, die Straße geht durch. Sie können nicht fehlen, Hochwürdige, wenn Sie immer in der Allee dort bleiben.

Das Fräulein warf verstohlen einen Blick auf ihre Begleiter.

Wir müssen denselben Weg! sagte Albert. Und so erlauben Sie uns.

Adieu, Mutterchen! Ich werde hier wieder vorsprechen! Und sie fing an zu gehen.

Sie hob ohne alle Verlegenheit sogleich das Gespräch an, fragte, wohin die Herren wollten.

Weit! Weit von hier, über die Alpen ans Meer, und von da wieder so weit die Wege reichen.

Und Ihr Muth! Und nach welchem Ziele gehen Sie?

Beide Freunde errötheten.

Sonst wäre das nächste das beste.

Welches ist aber das nächste?

Ja freilich! sagte sie sich verbeugend. Freilich man will zu thun haben, und da wäre das weiteste das beste. Der Knabe mit dem Schlitten verfehlt gewiß im Leben das Ziel nicht! So weit die Wege reichen, sagten Sie. Das mag wohl schön seyn! und so weit das Leben reicht! Unser Leben ist in kleine Tage zerschnitten, und jeder Tag ist ein kleines Leben für uns Mädchen. Für den Mann auch! sagte mein Vater immer zu meinem Bruder, der auch weit hinaus wollte. Eben da er wollte, fand er ein kleines Grab.

Sie ging schnell ein Paar Schritte voran; aber die Bewegung mit ihrer Hand zeigte, daß sie ihr Auge trocknete.

Sehen Sie, sagte sie, da sie wieder darüber redeten, auf einen Schäferkarren zeigend:

welch ein Haus, fast so enge wie das letzte, und welch ein Leben dazu; man sollts kaum glauben, und doch ist der Mensch glücklich!

Der Schäfer blies auf seiner Birkenrinde die Melodie: Das ganze Dorf versammlet sich ꝛc.

Das Weithinauswollen der jungen Herren, sagte mein Vater: ist oft gar nichts als ein üppiges Wasserreis, das hoch empor schießt, aber keine Frucht trägt, obgleich er zugestand, daß er so gut wie tausend andere das Posthorn für die schönste Musik des Lebens gehalten, und zuletzt findet man sich in einem Schäferkarren.

Es ist entsetzlich, es zu denken! sagte der Prinz.

Aber tröstend, sagte sie: daß in keinem Häuschen der Hausaltar der Freunde vergessen ist. Ist es denn nicht gut, daß der Mensch kein Zugvogel ist, und daß die kleine Brücke über den Bach in meinem Geburtsdorfe mir doch lieber ist als die Dresdner.

Aber Fräulein, so ein enges Leben gegen die Sehnsucht nach der erhabenen Tugend.

Die Tugend ist so einfach wie das Athmen. Mein Vater sagte: man verwechselt nur große glänzende Thaten, und die Kränze des Ruhmes mit der Tugend. Wenn der Schäfer dort Weib und Kind liebt, sein Geschäft redlich treibt, selbst einen freundlichen Theil an dem Wohl der Thiere nimmt, die er weidet, ist das nicht Tugend? Was kann die höchste Besseres für sich anführen?

Ich möchte Ihren Vater wohl gekannt haben, Fräulein! riefen beide.

Sie warf einen vor Freude funkelnden Blick auf ihre Begleiter, und sagte stolz: o es war ein Mann! der es fest wußte, daß kein Altar heiliger ist als der Hausaltar, daß selbst das Vaterland keinen andern Altar hat als den Hausaltar. Er liebte seinen Einen Freund, seine Frau, meine Mutter, bis ans Grab, und mich bis in sein Grab! Denn er ist todt! setzte sie sehr leise hinzu. Ich bin allein!

Sie kamen nun an den Garten der Abtei. Die Aebtissin kam ihnen entgegen.

Du hast uns sehr unruhig gemacht, Johanne! sagte die Aebtissin, eine ehmalige Hofdame, eine stolze, alte, ruhige, weltreiche Frau.

Womit? fragte das Fräulein stutzend. Ach ja, mit meinem langen Ausbleiben. Der gleiche Name Lanzau brachte mich, da ich den Weg verloren, und ein recht mühevolles Geschäft gefunden, nach Lanzau, eine Stunde von hier; die Herren sind so gut gewesen, mich zu begleiten.

Und wer sind die Herren?

Sie sah sie lächelnd an: in der That, Mütterchen, ich habe noch nicht einen Augenblick Zeit gehabt, danach zu fragen.

Dein Fehler, Johanne.

Den ich zuweilen wohl vorsätzlich begehe, bloß um zu errathen, wer die Menschen sind, die ich nicht kenne.

Nun, so errathe! sagte die Aebtissin freundlich.

Der Herr, auf den Prinzen zeigend, ist ein Sonntagskind, und der Herr sein Zwillingsbruder.

Geisterseher also?

Etwas mehr, Mütterchen, als ich. Denn sie wollen sie suchen am Ende der Erde, wie in alten Mährchen es zu hören ist. Sie wollen unter einer Taucherglocke an den Grund des dunkeln Abgrundes steigen, um unschätzbare Perlen zu holen, die hier auf jeder bethauten Aue am Morgen liegen. Das erinnerte mich —

Wie alles an Karln, der auch hinaus wollte. Freilich dann —

Ach an mehr. Nein, fragen Sie, liebes Mütterchen, wir haben recht freundlich geredet. Sie haben eben so wenig an mich gedacht. Sie wissen meinen Namen eben so wenig.

Das Fräulein von Bruchsal, meiner Schwester Tochter, Stiftsdame hier, sagte die Aebtissin.

Und ich heiße Dreiberg, erwiederte der Prinz, und der da, mein Zwillingsbruder, wie das Fräulein sagte, den mir die Freundschaft gegeben hat, Herr Albert. Wir hatten heute beide den Wunsch, des Fräuleins Vater zu kennen; er ist uns halb gewährt. Wir haben ihre Tante gesehen. Er bückte sich tief vor der stolzen Frau.

Bei den beiden unpatentirten Namen wurde die Aebtissin ein wenig ernster. Da aber ihr Wagen eben vor das gegenüber liegende Wirthshaus fuhr, und des Prinzen Bedienter so gut gekleidet wie die Herren selbst herüber kam, und mit einer tiefen Ehrerbietung seines Herrn Befehle erwartete, die vier Postpferde vor dem leichten Wagen auch etwas bedeuteten, und der Prinz, um die Zeit zu wissen, seine Uhr hervor zog, die sehr reich besetzt war: so hatte Niemand etwas bemerkt von ihrer Veränderung als sie selbst. Und da sie nun die beiden edlen Gesichter aufmerksamer betrachtete, des Prinzen freies, feines Wesen,

so schloß sie, die Gesichter gehörten trotz den Namen ohne Vorschlag, dennoch einem Paar patentirten Menschen. Sie bat die beiden Herren zu Tisch, und man ging, die Abtei zu besehen, und ein Paar Gemählde, die von Werth waren.

Die Aebtissin tastete aber doch so oft mit ihren adligen Fühlhörnern um die beiden Namen Albert und Dreiberg umher, daß der Prinz, dem das Fräulein die schönste Perle schien, die der Grund des Meeres verbarg, und der also gern so lange bleiben wollte wie möglich, daß er es für gerathen hielt, ein Paar Worte von einem Gemählde in Windsor und drei von dem Prinzen von Wallis zu sagen. Er erzählte dann eine Anekdote von der großen Maria Theresia, von dem Fürsten Kauniz, und zuletzt von dem Hofe, wo die Aebtissin Hofdame gewesen war, so daß die stolze Dame ihm den Ehrenplatz am Tische anwies, ohne sich etwas zu vergeben.

Genug, der Prinz hatte sich vorgenommen, die Aebtissin zu lieben, weil sie des Fräuleins Tante war, und da man bei dem bloßen Vorsatze zu lieben, allemal die Zeichen der Liebe übertreibt, so war es der rechte Weg, den er einschlug, erst der Tante und dann erst der Nichte Herz zu erobern. Ein Gewitter kam der stolzen Aebtissin, die nicht wußte, wie sie ihn bitten sollte zu bleiben, zu Hülfe, und am andern Morgen suchte sie weder einen Vorwand, noch fand sie einen. Die beiden Herren blieben. Ueberdem hatte die Aebtissin etwas Aehnliches von der großen Kaiserin Maria Theresia, sogar in der Kleidung, und das machte des Prinzen Entschluß, sie zu lieben, schon zur Liebe selbst. Er sagte es ihr unverholen, und da er der Kaiserin eine begeisterte Lobrede nach der andern hielt, und zuweilen die Aebtissin mit der Kaiserin durch seine Blicke voll Ehrfurcht verwechselte: so — Ich frage, ob das Herz einer Frau, einer Aebtissin, einer gewesenen Hofdame dagegen aushalten kann?

Johanne hingegen, die Niemanden ähnlich sah als sich selbst, oder einem Engel, dachte an gar nichts. Von ihrer innern Heiterkeit getrieben, wollte sie dem Prinzen nur alle die schönen Punkte um die Abtei her zeigen, und da ihre ungedultige Lebhaftigkeit sie hier wegriß, um ihm noch einen viel schönern Punkt zu zeigen, so blieben die übrigen Stiftsdamen bei der langsamen Aebtissin, und da des Mädchens Herz in eine schöne Bewegung gerieth, deren Ursach sie nicht errieth, so war ihr ganzes Wesen in kleine tanzende Wellen aufgelöst. Sie legte die weiße Hand auf seinen Arm, hob Auge, Gesicht, ihr Lächeln zu ihm empor, und fragte: ob er noch das und jenes sehen wollte, ob er den Morgen für schöner hielte, oder den Abend, ob er Geschwister hätte, ob er sie auch unendlich liebte, ob er die Musik liebe, und was er am liebsten spiele, welchen Dichter er am meisten liebte, und welches Gedicht? Und sie erstaunte, daß er fast immer ihrer Meinung war.

Ist es nicht, sagte sie freudig: als hätten wir uns schon lange gekannt? Erzählen Sie mir, wie lebten Sie als Kind? was dachten Sie? was war Ihr Liebstes?

Da dachte Albert an seinen edlen Vater, an seine liebende Mutter, an die Unschuld und Freude seiner Kindheit, an die Hoffnungen des Knaben, an die frühen, theuren Gräber seiner Eltern; an alle seine Hoffnungen, die noch tiefer versunken waren, als die Gräber. O das trübe Andenken an die Vergangenheit, was in ein Herz voll Entzücken fällt, löst alles in Thränen auf.

Er wendete eben sein Gesicht zu dem Mädchen, um zu antworten, und zwei Thränen aus seinen großen, blitzenden Augen waren die Antwort.

Diese beiden Thränen, die er schnell trocknete, fielen mit einer unbegreiflichen Gewalt in Johannens Herz, und eine unruhige, sehnsüchtige Theilnahme dehnte ihre Brust, ihr Herz und ihre Seele zugleich aus.

Sie bedeckte mit ihren schönen Wimpern zwei Thränenströme vergebens; denn Albert sagte mit langsamer leiser Stimme: ich habe alles verloren! Alles! Ich habe nichts mehr als meinen Freund, und — Johannens Thränen.

Da hing sich Johanne mit nassen Freudenaugen an ihn; aber Worte zur Antwort konnte sie nicht finden. Aber die Stimmen der Andern kamen ihnen nahe.

Sie kommen! sagte sie leise. Er wendete sein glühendes Gesicht ihr zu, und sagte: o Johanne! Dann ging er schnell die steile Höhe hinan. Johanne ging auf einem Umwege der Gesellschaft entgegen, den langen erhellten und doch so dunkeln Gang der Zukunft nachsinnend; aber beide fühlten, da sie schieden, daß sie sich recht von Herzen liebten, und da die Aebtissin nach ihrem Begleiter fragte, zeigte sie nur auf den Felsen, auf dessen Spitze er stand. Die Aebtissin erklärte ihre Bewegung aus seiner

gefährlichen Stellung. Sie rief ihn und er kam lächelnd zu ihnen.

Alles war anders. Johanne hatte sich in den Arm einer Stiftsdame gehangen, und obgleich manche Röthe einer geheimen ahnenden Glut über ihre Wange flog, obgleich ihre Augenlieder oft über eine hervorquillende Thräne zuckten, sie zu verdrängen, so wußte Niemand etwas; denn die werdende Liebe verhüllt sich ungesehen in die Furcht Unrecht zu thun.

Dreiberg hatte indeß seines Freundes Talent für die Musik verrathen. Die Aebtissin antwortete: wir wollen sehen, wer den Preis gewinnt, Ihr Freund, oder meine Nichte.

Im Saal führte sie ihre Nichte an das Instrument. Sie hatte etwas Vierhändiges aufgelegt. Der Prinz, der auf seiner Felsenspitze allerlei Betrachtungen über seine Lage angestellt hatte, ging ruhig an das Instrument. Johanne zitternd. Er sah sie an und fing an zu phantasieren, um ihr das Spielen zu ersparen. Sie stand an seinem Stuhle, und es

schien ihr als spielte er nichts als die Worte: ich habe nichts als Johannens Thränen! obgleich was er spielte, wie ein Triumphlied klang. Aber nun umringten die Mädchen auch Johannen mit Bitten. Sie mußte sich setzen, ach, mit welchem Gefühl! Sie wollte seinen Tönen antworten mit Tönen voll Liebe; aber das jungfräuliche Herz erröthete. Aus dem Gesange voll Liebe wurde ein Trauergesang auf das frühe Grab ihres Bruders. Sie schloß mit den Worten: und alle Thränen flossen nur um ihn! Und bei diesen Worten zitterte die Arme, als hätte sie ihm ihr Herz verrathen.

Der stolze Mann nahm das alles anders. Er hielt ihren Gesang für einen Absagebrief, und er wendete sich kalt mit einer Unterredung über die Kunst an die Aebtissin. Er hielt ihr Herz für unbewegt, weil er, wie ein Mann, das Zittern der feinsten Saiten ihres Herzens nicht sah.

Er machte, nicht Dreiberg, Anstalt zum Aufbruch, obgleich die Aebtissin ihn bat, noch zu bleiben.

Sie schwieg lächelnd; aber innerlich betrübt, und da ging er.

Aber ich kann nicht fort, sagte er im Wagen zu Dreiberg. Ich kann nicht fort! Sie kamen nach Lanzau.

Die Mutter mit den beiden Kindern stand am Wege. Der Prinz stieg aus. Ich kann nicht fort! sagte er wieder, und sie blieben die Nacht in einem Kelterhause, das ein Zimmer im obern Stock hatte.

Was willst du hier? fragte Dreiberg am andern Morgen, da der Prinz den Thurm der Abtei, der über dem Walde hervor ragte, mit stillen Blicken betrachtete: du bedenkst nicht —

Wer ich bin? O liebte sie mich, o könnte sie mich lieben! — O du Theurer! rief er auf einmal heftig. Diese Stunde suchte ich ja, diese, seit sie mir alle Pforten des Ruhms verschlossen. Und ist denn nicht die kleine mit

Myrthen behängte Pforte der Liebe schöner als die hohe Pforte des Ruhms? Hast du nicht selbst — O darauf bin ich vorbereitet. O ich habe ein Herz gesucht, und ich verzweifelte nicht es zu finden. Ich weiß wohl, welche Hindernisse mir entgegen stehen. Aber mein ist eine schöne Einsamkeit, die kein Spion finden soll. Mein Vermögen? alles ist bereit. Ich trage es in einer Schreibtafel mit mir. Mein unglückseliger Rang? o den hätte ich längst für eine kurze Täuschung der Liebe vertauscht, und meinen Namen habe ich schon abgelegt; du, du heißt ja Albert. Nicht ich!

Der Prinz beschrieb Dreibergen, was er für den Fall für Einrichtungen getroffen, und sie waren vortrefflich. Nichts war dem Zufall überlassen. Es fehlte nur Johannens Liebe und ihr Ja.

Hm! sagte Dreiberg. Mich dünkt, das Ja würde nicht fehlen, Lieber! Aber wenn du auch deine Zukunft nicht bedenkst, so denke an des Mädchens Zukunft. Ein Mann darf

mit dem Schicksal den Kampf wagen. Ich hatte Recht! Das ist ein großes Wort für den Mann. Aber an dem Brautkranz, an dem Glück des Mädchens darf nicht der kleinste Verdacht hängen, nicht der kleinste Argwohn eines Fremden. Der Mann ist nur sich Rechenschaft schuldig, das Weib der ganzen Welt. Bedenke das!

Auch das habe ich bedacht. O wenn sie mich liebte!

Der Prinz ging allein in die wildeste, einsamste Gegend. Ihm schien es jetzt, als hätte er die Zeichen der stillen Liebe des Mädchens gesehen; er klagte sich jetzt hart an, daß er so rasch die Abtei verlassen hatte. Er näherte sich auf Umwegen der Abtei. Er hörte die Glocken läuten jetzt, und nach einer Stunde wieder, und wieder, und das Geläut begleitete ihn wieder nach Lanzau.

Er fand seinen Freund auf einem Hügel sitzen und die Gegend zeichnen. Er erzählte ihm die Träume, die er geträumt hatte, und

die Plane, die er gemacht hatte, Johannen wieder zu sehen.

So gingen sie nach Hause, und hier erst nahm sie es Wunder, daß sie noch immer das Glockengeläut von Stunde zu Stunde hörten.

Am andern Morgen, da sie wieder die Glocken der Abtei hörten, fragten sie ihren Wirth nach der Ursach.

Unsere Frau Aebtissin ist gestern in dem Herrn entschlafen, war dessen Antwort. Ein Schlagfluß — Gott segne sie. Es war eine fromme Frau, die den Armen viel Gutes that. Ach, mein Herr, unsre guten Tage sind hin. Denn ihre Nachfolgerin — ist hart wie ein Stein. Wir dachten ganz etwas Anders. Es war Gottes Wille nicht. Wir dachten, der seligen Frau Aebtissin Nichte sollte einmal unsre Aebtissin werden. Auch wäre es geschehen, wenn ihre Tante noch länger gelebt hätte. Nun aber — das arme Kind! — Nun ist sie ganz ohne Schutz dem Hasse der harten Aebtissin ausgesetzt. Morgen ist das Begräbniß

der edlen Frau, und dann, Gott sey uns gnädig, und dem Fräulein auch.

Siehst du, sagte der Prinz: wozu mich das Geschick hier hat, sie zu retten zum mindesten, wenn auch nicht mich.

Der Prinz reiste noch den Tag ab in die nächste Stadt. Er ließ zwei Pferde kaufen. Sein alter Bedienter verstand das Fahren.

Der Prinz ging nach seiner Zurückkunft sogleich nach Kloster Lanzau zu, um zu hören.

Er schlich spät am Abend in den Klostergarten. Johannens Zimmer, was er sehr wohl kannte, war ohne Licht. Er wollte zurück gehen, da sah er Licht durch die Hecken. Er ging näher. Die Thüre einer kleinen Kapelle stand offen, und bei dem Licht sah er zwei weibliche Gestalten. Er ging näher.

O es war Johanne und ein junges Fräulein der Abtei.

Ich bitte dich, Klara, sagte Johanne: nun geh! o geh! und laß mich. Ich zittre

nicht vor dem Tode, vor dem Leben, vor den Lebenden zittre ich.

O laß mich bei dir bleiben.

Geh! geh! Ich sah ja auch den Tempel des menschlichen Glücks in meiner Kindheit Träumen. Der Himmel hat ein Grab aus dem Tempel gemacht. Ach, es war zu früh, oder — zu spät, Liebe! Denn dieser schöne Traum meiner Kindheit begegnete mir ja den Tag vor meiner Tante Tode wieder.

Und glaube mir, er ist nicht verschwunden. O glaube mir. Ich habs ja gesehen, wie sein Auge, das brennende Auge voll stiller Leidenschaft an dir hing.

Hast du's gesehen? fragte leise Johanne. Ach, mein Auge nicht, aber mein ganzes Herz hing an ihm. O und nun ist er auf ewig verschwunden, glaube mir.

Gewiß nicht, Johanne!

Nun denn, so geh! Ich will an meine Tante hier denken und an ihn, und an meine freundliche Jugend. So geh! Sonst ver-

schließen sie das Haus. Ich fürchte mich hier nicht.

Das Mädchen ging, und Johanne war allein.

Leise trat der Prinz in die Thür und sagte leise: Johanne!

Mit irrem Blick und erblaßten Angesicht sprang das Mädchen auf. Sie erkannte die Stimme nicht.

Johanne! rief er wieder: darf ich einen Augenblick Sie stören?

O mein Gott, Herr Dreiberg! rief sie, da er die Stufen herab trat.

Fräulein, sagte er, alle seine Ruhe, die er hatte, um seine Worte sammlend: ich weiß, welch einer Zukunft Sie hier in der Abtei entgegen gehen.

Beide Hände, die sie gehoben hatte, sanken matt nieder. Sie schwieg.

Wir stehen hier an der Pforte des Todes, Johanne! darf ich so mit Ihnen reden, als sollten wir eben beide hinab steigen?

O dürft ich hinab steigen!

Am Grabe hört alles auf, was die feige Vorsicht gebeut, und der heuchlerische Anstand, selbst was das feinere Gefühl der schönen Sitte gebietet. Nur Wahrheit, nackte, unverhüllte, muthige Wahrheit gilt nur am Grabe. Darf ich so reden? Mit Ihnen?

O die Wahrheit habe ich nie im Leben gescheut.

O Fräulein, es gibt im Leben Augenblicke, die so groß sind, wie der Tod. Und dieses ist einer. So will ich reden.

O Gott! ich zittre!

Ich auch, mein Fräulein! Meine Jugend hatte einen schönen Traum, den schönsten des Lebens. Vor einigen Tagen erschien er mir im Wachen wieder, aber schöner, und erhabener in Johannens Gestalt.

O haben Sie gehört — fragte sie stockend: was ich — hier — geredet?

Ja, Johanne, und darf ich Ihre Worte auf mich deuten, so ist mein Traum ein Leben voll himmlischen Glücks geworden.

Johannens Haupt sank auf den schwellenden Busen. Aber sie schwieg.

Darf ich Ihre Worte auf mich deuten — sagte er noch ein Mal und feierlich ernst.

Ihr aufgehobnes Auge voll furchtsamer Liebe war ihm nicht genug.

Diese dunkle Pforte, er zeigte auf ihrer Tante Sarg: will reine, nackte Wahrheit. Ich war unglücklich, Fräulein. Ich gab das Höchste, was die junge Brust hat, ohne Seufzer hin, um das Höhere zu finden, ein Herz voll reiner Liebe, und auf der Liebe Brust das Siegel der Wahrheit. Ich will um kein Herz schmeicheln, nicht vor dir knien, Johanne. Ich habe vor nichts gekniet als vor Gott. Ich habe vor nichts in der Welt gezittert, nur wenn du mir sagtest, deine Worte hätten mich nicht gemeint, oder wenn du mich liebtest, und du wolltest es mir in dieser heiligen Stunde

noch verschweigen; dagegen fände ich keinen Trost, Johanne, nicht morgen, nicht nach Monaten, und sagtest du mir es dann. Nein, ich fände keinen Trost.

Sie sah ihn wieder an, ihr Auge rang zwischen Lächeln und dem Schmerze; aber sie sagte sanft: ach, diese Todte würde mir verbieten zu reden, diese geliebte Todte! O meine Mutter!

Sie beugte sich kniend auf den Sarg; dann erhob sie sich wieder.

O eine Stunde vor ihrem Tode zeigte ich ihr mein ganzes Herz, fuhr Johanne weinend fort: da traf der Tod ihr Herz und ihre Zunge zugleich. Ich hatte ihren Segen nicht für eine neue Liebe. O wird sie so treu seyn, wie die Liebe der Todten?

Sie legte aus Ermattung nur das erblaßte Haupt an seine Brust.

O treu, treu, meine Johanne, wird meine Liebe seyn. Sieh, ich schwör es dir bei diesem Grabe, bei dem Gotte, der diesem Grabe

das Leben und die Unsterblichkeit wieder geben wird, bei meiner unsterblichen Hoffnung, die aus deiner Liebe mir empor blüht. Meine Liebe ist wie der Himmel unendlich. Aber was ich bin? was du seyn mußt, wenn du mein bist? O der Himmel gebe meiner Zunge Ueberredung oder deinem Herzen eine unendliche Liebe, die alle Opfer bringt.

Mir begegnete nie eine Freude ohne einen Schmerz, sagte Johanne sich ermattet auf den Sarg setzend: reden Sie!

Ich habe dir nichts zu bieten als ein treues, reines Herz, die erste unentweihte, heilige, unendlichste Liebe.

O wie reich ist die Gabe! Was bedarf denn das Leben noch mehr?

Ein stilles Leben voll Ueberfluß, jeden, auch einen reichen Wunsch zu befriedigen!

Was denn nicht? Denn ich zittre dennoch.

Nur keinen Namen, Johanne.

Sie sah ihn starr an mit Augen, die zu Eis wurden.

Er beugte schnell ein: eine Verbindung biete ich dir, eine feierliche Verbindung vor dem Altare, eine ewige Liebe. Nur meinen Namen darf nie eine Frau tragen.

Sie erwartete zitternd, er sollte fortfahren.

Ich bin Prinz Albert von **.

Sie stützte beide Hände auf den Sarg sich zu halten.

Das ist er ja, des Schicksals mitleidloser Spruch! sagte sie leise.

Er setzte sich neben sie, er nahm ihr wankendes Haupt an seine Brust, und nun setzte er ihr seine Familienverhältnisse auseinander, daß man ihm nie erlauben würde; was man sogar gern sähe, daß er durch eine Verbindung seinem Range entsagte, und aus der Welt verschwände. Ich bin schon jetzt verschwunden, Johanne, setzte er hinzu. Ob das Glück, ob

ein Engel des Friedens mich in meine Einsamkeit begleiten soll, darüber entscheide du!

Sie schwieg lange, und dann entschied sie doch wie die Liebe, wie eine Verlassene, wie ein bedrängtes Herz entscheiden muß. Die neue Aebtissin war ihrer Tante Feindin und ihre.

Er ging zurück.

Acht Tage nachher erhielt sie einen Brief von einer entfernten Tante, die sie aus dem Stifte zu sich rief.

Die Aebtissin verlor das Opfer ihres Hasses ungern. Das Fräulein reiste ab. Nach drei Tagen war sie in des Prinzen Armen.

Der Prinz hatte Pferde gekauft, sein alter Bedienter fuhr.

In einem Kloster ließ er sich mit Johannen kopuliren unter dem Namen Dreiberg. Er aber schrieb mit einem Paar Worten seine Begebenheit auf, ließ die Schrift von dem Vorsteher des Klosters und ein Paar Mön-

chen, als Zeugen, daß er selbst das geschrieben, unterzeichnen, und übergab die Schrift Johannen.

Dann kamen sie auf seinem Gute an, das im schwäbischen Gebirge in einem reizenden Thale tief verborgen lag.

Er war längst mit diesem Plan umgegangen, und so hatte er zu diesem Behuf das Gütchen seit einem Jahre gekauft. Er fand das Haus ausgebaut, den Garten vollendet. Es war die Besitzung eines wohlhabenden Privatmanns; denn er wollte sogar den Glanz eines reichen Mannes vermeiden, um kein Auge auf sich zu ziehen.

Da ihr Wagen in das Thal einbeugte, stiegen sie aus. Auf einer ausgedehnten Anhöhe lag das freundliche Häuschen unter Bäumen mitten im Thal. Der Garten, in dessen Mitte es lag, zog sich in das Thal hinab in schön gewässerte Wiesen, die hier in die umliegenden Berge einbeugten und dort. Die Höhen waren Weinberge und Kornflur. Es war

ein lieblicher Aufenthalt für die ländliche Ruhe und für die Liebe.

Johanne breitete die Arme dem Hause, den Wiesen, den Höhen entgegen, und rief: o heiße mich willkommen, du schönes Thal, und vor allen der Engel der Liebe und des Friedens; denn in meiner Brust wohnt Liebe und Frieden! O heiße mich hier willkommen, mein Dreiberg!

Er nahm sie an das volle gestillte Herz, und hieß sie willkommen.

Sie stiegen den Hügel hinan, sie betraten mit bewegten Herzen das schöne Haus, das helle Wohnzimmer.

Johanne warf ihre Blicke aus jedem Fenster, und das helle Auge wurde immer blitzender vor Freude. Sie ließ sichs nicht nehmen, ihrem Gaste, dem Freunde ihres Mannes ein Zimmer, ein Bett zu besorgen; dann flog sie in spielender Freude in die Küche, in den Keller. Auf dem Heerde brannte die gastliche Flamme, und aufgeschürzt wie eine junge

Hausfrau, das Entzücken des häuslichen Glücks im Auge, hüpfte sie aus und ein, deckte den Tisch. Ihre Hand hatte die erste Mahlzeit bereitet; ihre Hand brachte den fröhlichen Wein. O welch ein Festtag; der schönste, den die Liebe erlebt!

Aber eben diese in stiller Liebe empor blühende kleine Haushaltung entzündete in Dreibergs Brust die Sehnsucht nach Hause.

Du stehst, sagte er einen Morgen zu dem Prinzen: wie es scheint, schon an der Gränze der Erde? Aus unsrer Reise wird nichts? Ich will nur gehen, und wie du — mit dem Glück, in das sich jeder Wunsch auflöst, anfangen.

Und du siehst nicht, Freund, wie fleißig ich an dem Hause dort bauen lasse? Dort sollst du wohnen. Die Höhe dort soll unser Kaukasus seyn, das Wäldchen auf dem Hügel, die Palmenwälder Indiens, jenes dunkle Thal das geheimnißreiche Aegypten. Und im Eingange unsers Thals soll ein kleiner Altar ste-

hen mit den Worten: das Ziel des Lebens! Schlag ein! Schlag ein! aber schweig!

Freudig schlug Dreiberg ein. Sie redeten den Plan mit einander ab, bis an den Tod hier zu leben; und Dreiberg nach Hut und Stock greifend, rief begeistert: ja, ja! wir wollen! Wir wollen hier das Paradies her zaubern! Alles was die Dichtkunst schönes mit Seheraugen sah, wollen wir lebendig hinstellen. In jeden Becher Wein, den ich trinke, will ich eine kostbarere Perle als Kleopatra auflösen, eine Freudenthräne von meiner Karoline Augen. Ich will nichts weniger als den schönsten Regenbogen zur Brücke über unsern Bach machen. Leb wohl! O leb wohl! Grüße Johannen! Ich hole Karolinen!

Er flog als jagte ihn ein Sturm.

Er nahm Extrapost, um schneller zu kommen, und um, in die Ecke des Wagens gedrückt, ungestört das schöne Bild der Zukunft mit noch glänzendern Farben auszumahlen. Er trieb seine Phantasie immer höher, und jede

Meile, die er seinem Wohnorte und Karolinen näher kam, warf ihre Flammen hinein, und so — aus dem Wagen springend — stürzte er ins Haus, ins Zimmer mit dem Freudenruf: Karoline!

Die Magd trat ihm entgegen: seit vorgestern ist die Frau weg.

Bei Märzners?

Nein, die waren heute hier und wunderten sich auch.

Wohin denn? was ist denn?

Die letzten Tage hat die Frau viel geweint, und — In dem Briefe wirds ja wohl stehen. Sie übergab Dreibergen einen Brief Karolinens.

Er riß ihn auf und las: ich hatte mir sogar vorgenommen, ach, in einer zu schweren, zu dunkeln Minute, dir scherzend zu schreiben, geliebter Eduard; aber es war nur ein Augenblick da ich falsch gegen dich seyn wollte. Verzeihe, wie ich dir verzeihe.

Ich weiß nicht recht, wie ich anfangen soll, Dir zu sagen, was doch gesagt seyn muß.

Ich gehe ein Mal den Garten auf und nieder, ehe ich wieder schreibe, um Muth zu fassen, den Muth, welcher der Frau geziemt, die Du oft eine Heldenseele nanntest, und fasse ich die Feder, so zerfließe ich in feigen, weichlichen Thränen.

Doch ich muß! Ich muß ja, o Himmel.

So sey es!

Ich erhielt Deinen Brief aus Kloster Lanzau, der in Georgenburg geendigt war.

Dieser Brief so dunkel, so räthselhaft, so abgebrochen, so voll Unruhe, als hätte ein böses Gewissen ihn geschrieben, that eine wunderbare Wirkung auf mich.

Ich wollte lächeln und konnte nicht. Deine Reise aufgeschoben? wohl gar vereitelt?

Und doch ist es nichts! sagte ich, und dennoch stieg meine Unruhe von Minute zu Minute.

Du weißt, wie ich bin, entschlossen wie ein Mann! Ich sendete mein Kind zu Marien, nahm Postpferde, und fuhr nach Lanzau.

Und ists nichts, sagte ich lächelnd: so habe ich ihn noch ein Mal gesehen.

Von Georgenburg wußte Niemand in der ganzen Gegend. Auch war der Name unter Deinem Briefe mit Fleiß so undeutlich geschrieben, daß mir es glaublich wurde, er war ersonnen.

Ich fuhr nach Lanzau, ließ mich bei der Aebtissin melden; und da in Deinem Briefe eine ängstliche Sorge vorsprach, Dein Daseyn in Lanzau als ein Geheimniß zu verhüllen, ließ ich mich unter einem fremden Namen melden.

Ich hätte Herrn Dreiberg, sagte ich: eine sehr wichtige Nachricht mitzutheilen. Ich wüßte nur, daß er hier ein Paar Tage gewesen, und daß man hier vielleicht wissen würde, wohin Du Deinen Weg genommen.

Die Frau sah mich ausforschend an. Sie sagte: mir liegt eben so viel daran zu wissen,

wer er ist, und wenn Sie etwas Näheres von ihm wissen — Sie sah mich so scharf und schneidend bei diesen Worten an, daß ich schnell sagte: ich habe Herrn Dreiberg nur ein Mal gesehen, und da mein Weg hier vorüber ging, so gab einer seiner Freunde mir einen wichtigen Auftrag an ihn.

Er war ein Paar Tage hier, fuhr sie eifrig fort: o wollte der Himmel, er hätte Kloster Lanzau nie gesehen.

Ich schwieg ruhig, so sehr mein Inneres erschüttert wurde.

Er lernte hier ein Stiftsfräulein kennen. Und sie ist acht Tage nach seiner Abreise verschwunden.

Er hatte noch einen Begleiter bei sich, Frau Aebtissin.

Einen Herrn Albert. Aber von dem Dreiberg ist die Rede.

Sie haben Verdacht, wie ich sehe.

Gewißheit fast, daß er das Fräulein entführt hat.

Nein, Eduard, bei diesen harten Worten wankte mein Glauben nicht.

Er schien ein edler Mann.

Er schien! Er war ein junger Mann; das Mädchen war unbeschreiblich schön, voll Talente, voll Reiz, arm dazu, und ungern im Kloster. Er schien noch mehr, er schien auch reich. Daß das Mädchen einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, und er auf sie; das war hier keinem Auge entgangen, außer der Tante des Mädchens, die verkehrt genug war, einen Triumph für sich darin zu finden. Er sprach das unglückliche Mädchen in einer Nacht im Garten; denn er hielt sich heimlich hier in der Nähe auf.

Er hatte einen Begleiter, Frau Aebtissin, sagte ich, o wie ruhig! Denn so viel ich weiß, ist Herr Dreiberg verheirathet.

Das eben! eben das! Und dieser Mensch hat das Herz gehabt, dem Fräulein es zu sagen.

Und das Fräulein?

Können Sie es glauben, hat dennoch eingewilligt.

Hier mußte ich lächeln, so unglaublich scheints.

Das Fräulein erhielt einen Brief, vorgeblich von ihrer Tante, die sie zu sich rief. Wer konnte zweifeln? Sie reiste ab, und ein Paar Stunden von hier findet sie, die Ehrlose, den Geliebten.

Nein, nein, mein Glauben wankte nicht, Eduard. Ich kenne seine Frau sagte ich ruhig. Es ist fast unmöglich.

Die unglückliche Frau! Der Brief an das Fräulein ist wahrscheinlich von seiner Hand; wir erkannten das Postzeichen aus der nächsten Stadt zu spät.

O ich kenne seine Hand, Frau Aebtissin! sagte ich triumphirend.

Sie holte den Brief, sie gab ihn mir. Eduard, es war Deine Hand! Aber mein Herz rief unaufhörlich: er hatte einen Begleiter!

Woher wissen Sie, fragte ich endlich: daß er dem Fräulein gesagt, er sey verheirathet?

Und welchen Antheil nehmen Sie an diesem Manne? Ihr Gesicht ist erblaßt.

Meine Schwester ist seine Frau, sagte ich so demüthig ich konnte. Ach, ich wollte diese harte, Unheil verkündigende Stimme der Frau versöhnen.

Sie ergriff die silberne Glocke vom Tisch und schellte.

Fräulein Klara soll kommen! rief sie hart.

O Eduard, mußte mir der härteste Ton einer menschlichen Stimme das Elend meines Lebens ankündigen?

Ein junges Mädchen mit verweinten Wangen trat in die Thüre. Sagen Sie dieser Frau — ach sie wußte schon, daß ich Frau war — Fräulein, was Sie über das Rendezvous der Bruchsal in der Kapelle wissen. Sie können im Garten allein seyn.

Wir kamen in den Garten; ich umarmte das Mädchen, denn sie hatte ja schon Thränen in den Augen.

Ich soll von Ihnen erfahren, Fräulein — O sagen Sie, war es Dreiberg, der das Fräulein entführte.

O gewiß; denn der andre, Herr Albert, war wirklich abgereist.

Klara führte mich in die Kapelle, wo Du die Geliebte gesprochen hattest. Das Fräulein Bruchsal, erzählte sie mir unter mitleidigen Thränen — ach, ihr Mitleid gehörte dem glücklichen Mädchen, nicht der verlassenen Frau — daß Johanne ihr nach dem Tode ihrer Tante ihre Liebe zu Dir gestanden hatte; erzählte mir, daß sie das Fräulein Nachts in die Kapelle an den Sarg ihrer Tante begleitet hatte.

Nun geht Klara, und bleibt nach einigen Schritten stehen, um das Fräulein nicht allein zu lassen.

Nun kommst Du daher, gehst in die Kapelle zu dem Fräulein, erklärst ihr, daß Du sie liebst, daß Du ihr Dein Herz, Deine Liebe — o Eduard! — Eduard! — gibst, nur Deinen Namen nicht. Ich ließ mir Deine Worte wiederholen, die schrecklichen Worte! Eduard! — —

Sey ruhig! Laß sie Deinen Namen tragen, ich trage ihn nicht mehr! — — Eduard! — — Leb wohl! — —

Das Fräulein Klara erzählte mir die Unterredung, die Du mit dem Mädchen gehabt hattest. Ach, Eduard, ich erkannte Deine Gedanken, Deine Worte sogar. Wie Du von dem frühen Tode Deiner Eltern, von dem harten, knechtischen Leben unter Deiner Verwandten mißtrauischen Aufsicht ihr erzählt hattest. O Eduard, den Schmerz, den ich fühlte, halte die Hand eines Engels von Deinem Leben ab!

Ich fuhr sogleich ab. Ich sah die harte Aebtissin nicht wieder.

Auf dem Wege nach Hause überlegte ich; o was ich nun mußte, das war ein Spiel, das sogar meinem Herzen süß wurde.

O nein, Eduard, keine Stimme verrathe das je, was ich fühlte. Ich bringe das Opfer, das schwerste des Lebens. Ich gebe Dir Deinen Namen, Deine Hand, Dein — Herz — Deine — Liebe zurück. Sey glücklich!

O laß ihn glücklich seyn, barmherziger Gott!

Das ruf ich, glaub es! — mit vollem Herzen auf den Knien.

Aber wieder sehen dürfen wir uns nicht. Das fühl ich fest.

Meinst Du denn, Eduard, es war ein Spiel, da ich Deinen Sohn an meine Brust nahm, und, mit tausend flammenden Giftströmen in meinem ausgeleerten Herzen, rief: du bist mein! du allein von ihm! da ich Deinen Trauring bitterlich weinend von dem Finger zog, und ihn auf Deinen Tisch legte? Meinst Du? — — Leb wohl! Der Wagen, der

mich wegbringt, steht vor der Thüre. Leb wohl, Du ungetreuer, geliebter Mann! In dieser Welt sehn wir uns nicht wieder, und kannst Du Dir in einer treuern Welt verzeihen, so — ich habe in dieser Dir vergeben! Leb wohl! Zum letzten Mal leb wohl! Eduard! Eduard! O Eduard! Leb wohl! Sey ihr treuer, der Du Deinen Namen verweigertest und Dein Herz gabst! O! — Leb wohl!

Das las er wie zernichtet.

Wer hat sie gefahren? rief er schrecklich.

Er stieg zu Pferde. Er folgte ihrer Spur; aber die verlor sich sehr bald. Er flog dahin, wo er glauben konnte, daß sie wäre, in ihr Vaterland. Sie blieb verschwunden.

Bei seiner Zurückkunft fand er einen Brief von ihr, worin sie ihm benachrichtigte, daß sie das baare Geld in seiner Kasse mitgenommen, auch einige Wechsel, die sein Bruder gesendet, und daß er ihres Lebens wegen ohne alle Sorge seyn dürfte; Mangel, o das weiß ich, soll ich nicht leiden. Ich werde mich an

Dich wenden, sobald ich Hülfe bedarf. Ich habe einen Ort gefunden, Eduard, wo ich einsam leben kann; das ist alles, was ich will. — Und die Zeit, Eduard! — — Ich glaube an ihren Trost, wie an die Unsterblichkeit, wie zuweilen noch an — Deine Liebe. O Eduard! Leb wohl!

Er lebte einen Monat still in seinem sonst so glücklichen, jetzt so verödeten Hause. Dann suchte er sie wieder, wohin irgend ein schneller Gedanke, wohin ein leichter Traum ihn sendete. Vergebens.

Er rechnete bald darauf, sie würde doch zurück kehren; dachte er aber an ihren starken, festen Charakter, so verschwand ihm alle Hoffnung, und dennoch schmückte er das Haus, ihr Zimmer mit jeder Pracht, die seine zärtliche, hoffende Trauer ersann, als käme sie schon heute zurück.

Er forderte sie in allen Zeitungen auf, zurück zu kommen, obgleich er wußte, daß sie nie Zeitungen las.

Er war unglücklich.

War er bei Märzners, und sah er, wie sie sich liebten, wie glücklich sie waren; so versank er in die Nacht einer tiefen Melancholie.

Frei wärest du? sagte Märzner: du frei? Du vermaßest dich, das mächtige Schicksal in die Schranken zu fordern, gewiß deines Sieges! Du nanntest mich feige, da ich Marien freiwillig entsagte. Und jetzt, da das Schicksal dich auffordert zu entsagen, jetzt hast du nichts als Thränen, wie ein hülfloses, schwaches Mädchen, dem Geschick entgegen zu setzen? O du Prahler! raffe dich auf, rufe jede Macht in deiner Seele zu Hülfe! Geh! Reise! O greif zum Spaten, arbeite, wie ein Leibeigener des Schicksals, wenn du keines großen Entschlusses frei zu seyn fähig bist.

So sprach Märzner donnernd; Dreiberg raffte sich auf; aber dann versank er desto tiefer in den feigen Kummer zurück.

Bei dem Prinzen fand er auch das Glück der seligsten Liebe, und eben diese Liebe war ja die Veranlassung seines unendlichen Grams.

Er irrte umher wie ein Gespenst, stumm und seufzend nur.

Er flog zu seinem Bruder. Ach, auch hier fand er die schönen Bilder seines verlornen Glücks, eine junge Frau mit einem Sohne an dem seligen Busen. Aber hier fand er doch etwas, das Andenken an seine schöne Kindheit.

Sein Bruder, der ihn unendlich liebte, that alles, seinen Gram zu zerstreuen oder zum mindesten ihn mit dem unglücklichen Bruder zu theilen.

Er warf ihm keine Feigheit vor, wie Märzner. Er trauerte mit ihm, und so hielt er ihn bei sich zurück. Ihm zu Liebe ließ er das stille Haus im See, das in der Familie des Freiherrn als ein Aufenthalt eines stillen Geistes berüchtigt war, wieder ausbauen.

Dorthin zog Eduard ohne Grauen. O wer weiß, sagte er, wenn hier Geister hausen,

ob ein mitleidiger Geist nicht einmal die geliebten Züge meiner Karoline annimmt, mich zu trösten. Sein Bruder besuchte ihn hier alle Tage. Er blieb, wenn des Bruders Kummer zu groß war, bei ihm zuweilen die Nacht.

Eduards Kummer wurde hier in der That unter der unendlichen Liebe des Bruders milder.

Niemand in ganz Eibenbüttel erfuhr die Ursach von Eduards Gram. Man trug sich mit seltsamen Sagen. Hörten sie ihn die Nacht durch auf dem Instrumente spielen, sahen sie ihn Nachts auf dem kleinen See im Kahne umher treiben, so waren es Geister, nicht Eduard.

Selbst sein Bruder erfuhr die Ursach von seines Bruders Gram nicht ganz; denn Eduard hatte dem Prinzen versprochen, nie seinen Namen zu nennen.

Zuweilen ging er zu Nacht aus dem stillen Hause, den Prinzen zu sehen; aber er kehrte doch immer nach kurzer Zeit zurück.

denn die Einsamkeit des stillen Hauses tröstete seinen Gram am meisten.

Da ergriff ein zweiter Kummer sein Herz. Sein Bruder war mit dem Pferde gestürzt. Ein Schmerz auf der Brust, der immer wieder kehrte, und von Monat zu Monat bedenklicher wurde, der Gram um seine geliebte Frau, die todt war, die Sorge für seine Kinder, die er ihrer Stiefmutter, der Schwester des Herrn von Wilken zurück lassen mußte, stürmte auf ihn ein.

Endlich hatte der Arzt seinen nahen Tod ihm angekündigt. Eduard versprach zwar seiner Kinder Vater zu seyn, da erhielt er aber einen Brief von dem Prinzen mit den Worten: verbirg dich! Eduard! verbirg dich in sieben Nächte. Das Schicksal hat seine Hand über mein Haupt und über Johannen furchtbar ausgestreckt. Komm zu mir, sogleich! sogleich! Aber verbirg dich! O verbirg dich in die dunkelste Mitternacht. Man sucht dich! Man sucht mich! Ich beschwöre dich, verbirg dich! denn man weiß wer du bist.

Diesen Brief brachte ihm sein Bruder selbst. Er las: ich muß von hier. Ich muß!

Und meine Kinder, Eduard?

Ich muß! Bruder, ich muß! Und ich darf dir nicht sagen, warum ich muß. Was ich kann, will ich; ich will deine Kinder umschweben, wie ein Engel. Sorge nicht.

Sie reichten sich die Brüderhände darauf.

Sieh, hob Eduards Bruder aufs neue an: meine Frau, obwohl meine Kinder noch Kinder sind, hat den Plan einer doppelten Heirath mit ihres Bruders Kindern. Ich traue diesem Bruder nicht, und — ein schwerer Seufzer drang aus seiner Brust — laß michs gestehen, Eduard, in einer schönen Stunde der Liebe nahm mir meine Frau halb und halb das Versprechen ab, ihren Wunsch zu erfüllen.

Halb und halb!

Und bin ich todt, und du — o du, Eduard, du bist nicht da, so wird dieser Willen —

Hier ist Papier; gib mir eine Vollmacht über das Geschick deiner Kinder zu bestimmen, wie ich will. Thuts Noth, so trete ich aus meiner Nacht hervor.

Wie wirst du erfahren?

Der alte Hansen bleibt ja hier. Er hängt an dir mit voller Seele. Ich komme hierher von Zeit zu Zeit. Er soll mich finden hier im stillen Hause, das Niemand betritt.

Die Vollmacht wurde ausgestellt. Der Freiherr gab Eduarden sein Vermögen in Wechseln auf große Handelshäuser, und Eduard versprach noch einmal, dem Sohne seines Bruders eine Frau zu geben, treu, unschuldig und tugendhaft wie seine Mutter.

Noch eine Nacht blieben die beiden Brüder zusammen, und der alte Wachtmeister Hansen war die Nacht da. Er erhielt seine Aufträge. Dann umfaßte Eduard seinen Bruder weinend. Sie stiegen in den Nachen und Eduard verschwand.

Der Freiherr starb, und Wilken wurde seiner Kinder Vormund.

Im Testamente hatte der Freiherr bestimmt, daß unter keinem Vorwande weder der Wachtmeister Hansen, noch der alte Verwalter aus dem Hause, noch von seinem Sohn entfernt werden durften, und daß sein Bruder über das Geschick seiner Kinder, wenn sie erwachsen wären, zu entscheiden hätte.

Der Herr von Wilken fürchtete bei seinem Plane diesen Bruder, den er persönlich nicht kannte; da er aber sich gar nicht meldete, und sogar Gerüchte seines Todes, die sich auf sein verborgenes Leben in dem stillen Hause bezogen, umher gingen: so — sagte er mit seinem falschen Lächeln: nun das Spiel hätte ich gewonnen. Er gab sich als Vormund aus bis auf die Erscheinung des Oheims der beiden Kinder, und Niemand hatte etwas dagegen.

Aber der Oheim konnte nicht erscheinen. Er war mit der höchsten Eile zu dem Prinzen abgereist. Albert kam ihm mit einem Gesicht

das ruhig scheinen sollte, entgegen; aber er war nicht ruhig, und doch konnte Eduard nicht eigentlich sehen, ob es eine freudige oder schmerzliche Unruhe war, die ihn bewegte.

Nun so rede denn! Wer sucht mich? Warum?

Es gehen Dinge vor, Liebster, rief der Prinz ihn mit Heftigkeit an seine Brust drükkend: die — die — Die Brust hob sich fast wie fröhlich. Er ging mit schnellem, stolzen Schritt mit ihm weiter.

Das Ding hat keinen Namen, sehe ich.

Namen? einen hohen, einen sehr hohen Namen. Ich weiß nur nicht, wie ich mit meinem Leben hinein passen werde. Ich lebe zweifach; ich träume in meinem Leben, und in dem andern lebe ich wirklich. Welches wähle ich?

Worin du lebst.

Und forderte es Opfer?

Die fordert das Glück sogar.

Eben das! eben das? Und fordert es das höchste Opfer?

Du redest in Räthseln.

Gerade wie ich lebe. Lies.

Dreiberg las eine dringende Aufforderung der Fürstin Mutter an den Prinzen, sogleich am Hofe zu erscheinen, um über ein wichtiges Familiengeheimniß mit ihr und dem Fürsten zu Rath zu gehen.

In dem Augenblick kam Johanne mit ihrer Tochter Ida am Arm zu ihnen. Sie hatte Eduards Stimme gehört. Der Prinz legte dem Freunde den Finger auf den Mund.

Wie? hatte Eduard kaum Zeit zu sagen: Johanne weiß nichts?

Der Prinz runzelte die Stirn statt der Antwort.

Da sie wieder allein waren, sagte der Prinz mit einer heftigen Umarmung: der Fürst ist krank — sehr krank.

Ich komme aus der Hauptstadt. Dort wußte man von nichts.

Sehr krank, fuhr der Prinz dringend fort: obwohl er noch eine Stunde Abends Gesellschaft sieht. Lies!

Eduard las von einer Frauenhand: der F** ist nah am Tode. Doch alles ist ein verschlossenes Geheimniß, das Niemand kennt als die Mutter, und der Leibarzt und der Mutter Günstling. Ich fürchte, man wird Sie kommen lassen, um Ihnen Bedingungen vorzulegen, deren Erfüllung man von Ihrem gegebenen Wort, und von Ihrer ritterlichen Ehre erwartet. Man fragte mich recht einfach und und unschuldig, wo Sie wären.

So viel ich weiß, in Rom, sagte ich eben so unschuldig. Ein Lächeln war die Antwort. Aber aus diesem Lächeln schließe ich fast, daß man Ihnen auf der Spur ist. Die F. sucht einen Herrn von Dreiberg und einen Herrn von Müllinen, die Beide, rathe ich recht, mit Ihnen in Verbindung stehen. Sehen Sie, mein sehr edler Herr, das kommt vom halben Vertrauen. Hatte ich Ihr Vertrauen, so wüßte

ich, was ich zu antworten hatte; so aber sagte ich in die Luft hin, was mir einfiel, und das taugt nicht; denn so sieht man aus als wüßte man alles. Das gibt dem Gesicht etwas Ungewisses, und die F. M. versteht sich auf Gesichter. Sie versteht sich sogar auf das Ihrige. Sie sagte: in Rom? Die Römerinnen, sagt man, sollen so schön seyn, und meinen Sie nicht, daß er im Stande wäre, sein Herz an eine Römerin zu verlieren, und seine Hand, wenn das Mädchen anders sich auf seinen Charakter verstände, dazu.

Sie sah dabei so fein lauernd in mein Gesicht, daß ich fast, fast verlegen geworden wäre.

O wahrhaftig! sagte ich in der Angst: wenn sie sich recht auf ihn verstände: denn ihm wäre kein Opfer groß genug.

Sein Name, denk ich, sagte sie stolz.

Kaum der, fuhr ich muthig fort, und ein ruhiges Lächeln auf ihrem Gesicht zeigte mir,

daß sie so etwas im Sinn, und daß meine Antwort sie beruhigt hatte.

Ich sende dies durch den Lieutenant Wolf, der Sie unendlich liebt, an die gewöhnliche Addresse, denn durch die Post wage ich nichts zu senden. Die Erfahrung habe ich gemacht.

Sie werden wissen, was Sie zu thun haben. Wüßte ich Ihren Befehl, so wäre es besser. Ich wüßte was ich zu thun hätte. So wage ich nicht ein Wort zu sagen, weil ich leicht etwas verderben könnte.

Der Fürst hat das Ansehen eines Gesunden, auch ist er noch jedes Mal beim Spiel. Aber glauben Sie mir. Er ist sehr krank. Leben Sie wohl!

Eduard las den Brief einige Male. Dann fragte er kalt: was willst du thun?

Nicht gehen. Ich bin in Rom gewesen, von da nach Palermo gegangen, von da an den Hof des Großherrn. Warten will ich, bis das Geschick entschieden hat.

Was dann? Du siehst mich an? Bist du mit dir selbst nicht Eins?

Dann geh ich. Du siehst, das Leben fordert große Opfer. Ich möchte lieber nicht gehen.

Und gehst du; denn ich muß fragen, als wäre ich ein warnender Gott! was wird aus Johannen?

Siehst du! siehst du! da führest du mich an den dunkeln Abgrund, an dem ich seit einem Monate stehe und starre, wie in die dunkelste Orakelhöhle, aus der kein Licht und keine Stimme erscheint.

So sollte kein Mensch stehen; du am wenigsten. Ich fragte dich an dem Tage, da du die Hand auf deine Brust legtest, und schworst: Johanne sollte dein seyn! da fragte ich dich ernst: — denn mir fiel ein, wie leichtsinnig wir in der Stunde waren — hast du mit der Zukunft Abrechnung gehalten?

Ja! sagtest du.

Als Mensch wohl; aber auch als Fürst?

Als Fürst! sagtest du unerschüttert. Jetzt aber erschüttert dich dieselbe Frage.

Ja, ja, mein einziger Freund! Aber bist du nicht jung wie ich? So sprich, was hättest du geantwortet?

Eben wie du; aber jetzt! jetzt! Ich will dich nicht richten; aber für Johannen nähme ich nicht —

Nicht eine Königskrone, nicht den Göttersitz, nicht Salomons Ring. O das denkst du von mir?

Nun denn, was streiten wir?

O über viel! über sehr viel! Sag, was soll sie seyn?

Was jetzt; die geheime Geliebte, die verborgene Gattin des Fürsten.

Eben darum, eben darum will ich nicht hin. Eben darum will ich hier in meiner glücklichen Verborgenheit bleiben, und du mit mir.

Es weiß doch Niemand — Aber jetzt fällt mir ein, deinen Namen wissen Sie. Und so heiß ich hier. Wir müssen fort! glaube mir wir müssen fort. Denn sonst bin ich verloren, Johanne ist verloren, und du! denn du weißt nicht Alles. Ein gefährliches Geheimniß schläft in dieser Brust, dem diese Minute Leben und einer verhaßte Macht gegeben. Komm, ich will dir erzählen. Man haßt mich dort, die Mutter des Fürsten, der Fürst vielleicht nicht; aber die Fürstin regiert dort alles, und ihre Tochter, die Prinzessin Antonie — wie soll ich dirs sagen? — eine hohe Göttergestalt, aber stolz und herrschsüchtig wie die Götter. Ihren Busen hat nie etwas bewegt; nicht einmal die Ehre ihres Standes, nichts als die Ruhe, womit sie das Leben betrachtet, und das Gefühl, daß sie alles verdient, was ihr das Geschick gegeben. Alles beugt vor dieser königlichen Stirn, der nichts fehlt als ihres Großvaters Königskrone, den feigen Nacken, und sie verachtet alles. Ach, und dieses Mädchens Herz sah einmal einen Mann vor sich, und ihr Herz

bewegte sich in Liebe. Und dieser Mann war ich! Ich!

Aber sie schwieg, denn sie wußte nicht einmal, wer ich war, und ich wußte eben so wenig, daß ich ihr Herz in Bewegung gebracht hatte. Wie das kam, wie es weiter gekommen, weiß ich nicht. Meine Mutter, die etwas erfahren, war ängstlich. Ich erfuhr das Wenige erst bei dem Tode meiner Mutter. Ich hatte alles vergessen, wenn ja etwas in meinem Herzen davon war. Ohne Zweifel ist ja alles vergessen und abgethan. Ich bin ein Thor; aber ich will nicht hin, und wir müssen hier fort.

Aber du edler Prinz, es war nicht alles vergessen; du wußtest ja das Wenigste, deine Mutter nicht viel mehr. Aber andre wußten mehr, und viel Herzen bewegten sich sehr, am meisten der stolzen Antonie stolzes, erweichtes Herz.

So war es. So!

Wie Prinz Albert von der Armee und von seinen Siegen abgerufen wurde, fand er auf der Rückreise, zwei Poststationen von der Residenz, einen Brief seiner Mutter, ja zuerst auf ihr Gut zu ihr zu kommen, ehe er in die Residenz ginge. Sie bestimmte den Tag, da sie ihn erwartete.

Der Prinz, der in der Residenz seine früheste Kindheit verlebt hatte, und in der Nähe das Verlangen fühlte, sie wieder zu sehen, ließ sein Gefolge nach seiner Mutter Gut abgehen, und er ging mit seinen treuen alten Bedienten allein in die Residenz.

Er fand alles wie sonst, seinen Spielplatz im Garten, alle Thüren, alle Treppen mit Garden besetzt, des Hofes stolze, ernste Pracht, die feste Scheidewand zwischen Hof und Stadt, die von gar nichts geöffnet wurde als zuweilen durch eine große Maskerade, die ersehnte Freude aller, des Adels und des Bürgers.

Der Prinz liebte diese Mummereien vom Herzen, weil er da unter der Maske ein Mal

recht Er selbst seyn durfte. Seine stolze Verwandte, Antonie, liebte sie auch, weil sie da ein Mal nicht Fürstin seyn durfte. Sie ließ ihre Kammerfrau, die ihre hohe Gestalt hatte, in der Maske mit einer Hofdame gehen. Sie selbst ging unerkannt unter dem Haufen auf und nieder, den Charakter ihrer Maske, die sie gewählt hatte, fest haltend.

Das war auch der Fall eben jetzt, da der Prinz unerkannt in der Residenz war. Antonie hatte die Maske der Parze gewählt. Da ihr die Kammerfrau die Spindel mit goldner und schwarzer Wolle in den Arm legte, sagte sie heiter und demüthig: ich wollte, Euer Durchlaucht wäre nur einige Tage das Geschick. Ich wüßte für wen ich beten wollte.

Für wen?

Für den Prinz Albert, der in einigen Tagen kommen muß.

Was meinst du, fragte Antonie, das bleiche, ruhige Schicksalsgesicht langsam zu ihr wendend.

Niemand liebt ihn ja hier, und das ist doch hart. Er soll so edel, so gut seyn.

So stolz! sagt man.

Soll der Gute, der Edle nicht stolz seyn? Sind Euer Durchlaucht nicht stolz? sagte sie demüthig, den weißen wollenen Mantel, den sie zurecht legte, küssend. Antonie schwieg, die Kammerfrau auch. Sie fuhren ab.

Fast Niemand erkannte nur die Maske, nicht den schwarzen Schleier, der das Hinterhaupt verhüllte, nicht das Diadem, nicht das weiße Gewand mit schwarzen Greifen gestickt, nicht das weiße, ruhig stolze Gesicht, nicht die Spindel.

Albert sah die edle Gestalt und die bedeutende Maske. Er sagte rasch: du hier, wo die Freude die Parze ist?

Die Freude ist ein Faden von dieser Spindel, antwortete Antonie. Der Sterbliche ist mein Sklav.

Ist er sterblich, so zerschlägt der Tod deine Kette. Ist er unsterblich, so ist er mächtig

wie du; denn dieser dunkle Faden endet mit dem Leben. Aber bist du des Schicksals hohe Göttin, so sage mir mein Geschick.

Ich kenne das Geschick nicht; ich webe es nur.

So bist du nichts mehr als eine Sklavin des Schicksals, und ich bin mehr.

Kannst du entfliehen? gehst du nicht dem Untergange entgegen?

Die Stimme, der akzentlose Ton der leisen Worte ergriff ihn. Was Witz seyn sollte, wurde ihm hoher Ernst.

Nein, sagte er ernst und feurig: Ich gehe wie der Mond von Untergang dem hellen Osten entgegen. Getäuscht vom Schein sagt der Mensch, er gehe von Ost nach West, ins Grab.

Die Sterne gehen unter, woher sie kommen, wohin sie gehen.

Nein, das täuschende Licht des Lebens, die Sonne, verhüllt sie nur in ihren Glanz.

Sie gehen ewig auf, und das bleiche Geschick herrscht nur bis ans Grab.

Wie? Das ist der erste Mensch, der dem Geschick trotzt.

Wie? ich? Davor sey Gott! O! O! sagte er und faßte an die Larve als wollte er sie jetzt, und jetzt abnehmen: ich, ich, der ich das Glück nicht suche, sondern nur die Ruhe, nur das Glück, an das der Aermste denkt, das die Göttin ja jedem auf Erden beschieden! O ich, der vor der Höhe eines Berges, schon vor dem unendlichen Meer, vor dem kommenden Unglück sich klein fühlt und erschüttert, ich sollte dem Geschick trotzen?

Auf einmal sah er Antonien starr an und sagte lächelnd: ist es nicht als hätte ich Sie mit Ihrer Maske verwechselt. Und ich möchte wohl, daß diese Hand mein Schicksal zu spinnen hätte; aber nein. Sie möchten mich verzärteln, oder zu streng halten wollen. Nein! Nein! Ich möchte nicht, daß viel solcher Larven hier wären wie Ihre. Sehen Sie, wie

die Ephemeren hier um einander her hüpfen, als daurte die Freude ewig. Es macht mich glücklich es nur zu sehen. Ich will wetten, Sie möchten der Maske los seyn, um mit mir dazwischen zu schwärmen.

So redete er mit freier Theilnahme. Sie redete mit ihm über die Freude; dann über weibliche Freude und männliche.

Er redete so fröhlich, so unbesorgt. Er würzte alles mit Beispielen, und dann fiel wieder ein Wort von Antonien, ein Gedanke, den sie anstieß, nur halb sagte, wie eine Flamme in seine Seele, die ihn begeisterte. Er war so reich und so wahr mit seinem Lobe, als mit seinem Tadel, wenn sie etwas sagte, was ihm nicht zusagte.

Sie ging auf dem hellen Saale mit ihm auf und nieder. Nie hatte sie so lang, so froh, so freundlich mit einem menschlichen Wesen geredet. Wie Freudenthränen fielen seine Worte in ihre geöffnete, erweichte Seele, und erwärmten sie, und öffneten sie immer mehr,

wie ein warmer Gewitterregen die fest verschlossene Blüthenknospe erwärmt und eröffnet.

Sie gab einen Wink und ihre Begleiterinnen traten zu ihr.

Er trennte sich ungern. Sie sah ihn tanzen mit der Leidenschaft froher Jugend, und mit der Grazie eines zurückhaltenden Anstandes. Sie sah die stolze Gestalt.

Dann kam er wieder mit den lachenden Worten: Sie haben Recht, dem Geschick entflieht Keiner! Bis sie endlich ging. Er begleitete sie bis an den Ausgang, wo ihr Wagen hielt, küßte ihre Spindel und sagte: o wären Sie mein Schicksal!

Ein Andenken dann! sagte sie und ließ ihm die Spindel und ging unter der Maske erröthend, irre an sich selbst und unzufrieden. Und doch that sie die Nacht noch zehn Mal den Wunsch, sie möchte wissen wer er wäre.

Acht Tage darauf kam der Prinz in der Residenz an; obgleich man sehr wenig von ihm redete, so hatte doch Antonie genug von ihm

gehört, noch mehr gelesen, daß sie oft sagte: ich wollte, ich wäre mein Bruder! Er wurde am Hofe vorgestellt, und an dem ersten Worte, was er Antonien sagte, erkannte sie ihn wieder. Sie wurde bis auf den tiefsten Grund ihrer Seele erschüttert, da sie ihn erkannte.

Sie hatte den falschen Befehl von ihrer Mutter, dem Prinzen alle Zeichen einer theilnehmenden Liebe zu geben, und sie trat kalt und ängstlich vor ihm zurück.

Da sah sie ihn, die jugendliche Heldengestalt, das blitzende Auge, die freimüthige Offenheit, womit er unter seinen Feinden, nicht anmaßend, nicht demüthig sich bewegte. Sie rechnete es ihm hoch an, daß er nicht in Uniform erschien, sondern in der einfachen Kleidung eines Privatmanns, und doch hätte sie ihn gern in Uniform gesehen!

Sie sah es mit Vergnügen, daß ein alter General, der im siebenjährigen Kriege mit Ehre gedient hatte, der Einzige war, der vor dem jungen Prinzen mit Ehrfurcht da stand.

Ein Wink ihrer Mutter erfüllte ihren Wunsch, vor dem sie zitterte. Sie mußte ihn anreden. Sie erinnerte ihn an seine Kindheit, die er hier verlebt hatte. Er hob das Auge freundlich zu ihr empor, und sagte: es liegt eine lange Zeit zwischen jener Zeit und dem jetzigen Augenblick, wohl noch mehr als die Zeit; aber jenen Balkon werde ich nie vergessen. Er zeigte auf die große Glasthüre und die Citronenbäume, die auf dem Balkon standen.

Da fiel ihr es ein. Sie hatte als Kind Orangenblüthen von den Bäumen verlangt. Man mußte ihr es abschlagen. Die Mutter hatte es verboten eine Blüthe abzupflücken. Albert sieht Antonien weinen. Er stürzt auf den Balkon, pflückt alles Scheltens, aller Drohungen ohngeachtet, zwei Hände voll Blüthen, gesteht freimüthig sein Verbrechen und trägt ohne eine Klage seine Strafe.

O Vetter Albert! sagte sie überrascht und vertraulich, und sie ging gegen den Balkon,

öffnete die Thüre, und sie traten hinaus unter die Citronenbäume.

Die Glasthüre trennte sie von den Horchern; aber jetzt richtete sich Antonie stolz und kalt wieder empor, und that flüchtig und fürstlich eine Frage nach der andern: ob der Wiener Hof stolz, ob die Prinzessinnen schön, ob es wahr wäre, daß Elise von Wirtemberg den kostbarsten Schmuck hätte.

Die arme Antonie, die hier unter den Citronenblüthen ohne Schutz gegen das Andenken an ihre Kindheit stand, brauchte die flüchtigen Fragen statt Waffen.

Man sah an dem Hofe, antwortete er kälter: keinen andern Schmuck als die warme Liebe der kaiserlichen Familie.

Ein Seufzer, den sie halb unterdrückte, entflog ihrer Brust. Sie zeigte ihm im Garten das chinesische Haus, dessen Glocken sie als Kinder oft geläutet hatten.

Er wollte eben warm antworten, da sah er in dem kleinen Spiegel, der an eine Säule

des Balkons eingefugt war, damit man sehen konnte, was im Saale vorging, die Fürstin, deren Blicke durch die Glasthüre ihn belauerten. Da wurde er stiller und trüber, seine Brust stand voll Thränen. Er pflückte unbemerkt eine unaufgebrochene Blüthe von dem Baume. Hier unter diesem Eishimmel, dachte er, gehen ohnehin keine Blüthen auf.

Er wurde wieder kalt da der Kammerherr eintrat und der Prinzessin sagte, daß ihr Spiel arrangirt wäre.

Sie verbeugte sich tief gegen ihren Spielgefährten. Sie, der Prinz und der alte General spielten zusammen.

Hinter dem General stand eine alte Hofdame, das Dionysius-Ohr der Fürstin; aber sie hatte nichts zu berichten, als einen Kriegsbericht des Prinzen aus Ungarn.

Der Prinz, der nicht wußte, daß die Ohrtrompete der Fürstin für ihn da saß, erzählte, da er ins Feuer kam, nicht mehr von taktischen Bewegungen der Heere, sondern von

den weichen Bewegungen seines Herzens bei dem Anblicke des nächtlichen Schlachtfeldes, über das der Tod das stumme Leichentuch schon hingezogen hat, und wie er umher geht mit nassen Augen und seine einzige Flasche Wein tropfenweise unter die Sterbenden vertheilt.

Das horchende Ohr fands wunderbar, daß der General seine Karten niederlegte, daß die Prinzessin gerührt schien, und daß der Prinz mit einer Stimme erzählte, die so weich und leise war als die leisen Töne einer Mundharmonika.

O ich wollte, das Ohr hätte den Teufel behorcht; dann spritzte sie mit der Anmerkung: dazu wären doch wohl andre Menschen gewesen, als ein Prinz! so viel Eistropfen auf drei warme, erweichte Herzen, daß der alte General zu hitzig ausrief: ein Hof ist auch ein Schlachtfeld, Ihr Gnaden, wo man sich ohne Barmherzigkeit nieder macht, und dann reibt man Salz in die Wunden der Sterbenden. Er spielte aus.

Aber Antonie trug doch einen neuen Pfeil im Herzen mit sich fort, und sie sagte, da sie sich nieder legte, zu ihrer Kammerfrau: der General von Derschau ist ein sehr, sehr edler Mensch! Und —

Das Uebrige machte sie zu einem unruhigen Traume, zu einem Traume, der ihr den brennenden Pfeil der Liebe verstohlen durch die Seele drückte.

Was weckte sie heut so früh? Warum war sie heute so sanft gegen ihre Kammerfrau, und doch so stumm? Was sucht sie auf dem Balkon? Warum pflückt sie so hastig aus dem Baume von kaltem Thau begossen eine Blüthe, beschaut sie lang und sinnend, und wirft sie mit einer heftigen Bewegung hinab?

Da ist er! sagt sie, sich hinter dem dunkeln Citronenbaume verbergend, erröthend, heftig, als könnte er errathen, was sie selbst nicht errieth, als könnte er glauben, was ihr Mädchen- und ihr Fürstenstolz ihm auf ewig verbergen mußte.

Aber da ging er, im bloßen Oberrock, mit offner Brust, und das seelenvolle Auge in den blauen Morgenhimmel gerichtet.

O ich wollte, sagte sie leise, die Hand auf das schlagende Herz drückend, als redete es und nicht ihr Mund: ich wollte, ich wäre der Himmel, den er anschaut; ich wollte ich wäre der Rosenzweig, der seine Thautropfen auf seine Heldenbrust gießt! O wäre ich das Schicksal! sein Schicksal — Sie ließ den Arm sinken, und das Haupt, sich selbst verhöhnend, und ging zurück, ihn nicht mehr zu sehen.

Sie ging durch die öden Säle, und da sie im ersten Vorzimmer ihrer Mutter ein Kind, das Edelknabe war, in einem Stuhle schlafen fand, sagte sie bitter: darf Jemand schlafen, da ich wachen muß? O könnt ich schlafen wie Er, setzte sie leise und zärtlich hinzu, vor dem Zimmer ihrer Mutter umkehrend. Wie zwei entgegengesetzte Sturmwinde den dunkeln Grund des Meers aufwühlen, so tobten zwei Empfindungen in ihrem Innern, die zärtliche,

entsprießende Liebe, der sie zürnte, und der Stolz, der ihr zürnte.

Sie ging rasch in ihr Zimmer, schellte heftig, und hatte der staunenden Kammerfrau nichts zu sagen als spät: meine Laute!

Das Mädchen stand mit der Laute im Arm, und Antonie starrte tiefsinnig vor sich hin, den Finger, ohne es zu wissen, an die Lippe gelegt, bis der Anblick des Mädchens sie erzürnte.

Sie trat ans Fenster, sah in den Garten. Er war verschwunden.

Sie ließ sich kleiden, sagte dem Mädchen mit verbergenden, verschämten Tönen: du kannst mich begleiten! der Morgen ist so schön! Sie winkte den Kammerlakaien im Vorzimmer, ihr zu folgen. Sie ging rasch, und dennoch stockte sie am Eingang des Gartens. Sie ging nur ein Mal den Gang, den er gegangen, berührte den Rosenbaum, den er gestreift hatte, und kehrte eben so rasch zurück, und streichelte das

Mädchen beim Umkehren so freundlich über das scheue Gesicht.

Am Mittag war er geladen. Sie saß fast gegen ihm über. Sie horchte nur auf den Wohllaut seiner Stimme; dann auf die unverstellte Güte, womit er mit ihrem Bruder redete; wie der stolze Mann nur von den Gesellschaften in Wien redete, vom Theater, von der Musik; und brachte der General Derschau das Gespräch auf das Militär, auf den Krieg, wie ablenkend er dann antwortete, als hätte er nichts gesehen als die Nobelgarde des Kaisers vor seinen Zimmern.

War es denn auch Schonung? fragte sie; oder Verstellung? Aber sie durfte ja nur auf den reinen Ton seiner Stimme hören, auf die freie, freundliche Aufmerksamkeit, die er dem Fürsten gab.

So war er nicht gegen ihre Mutter. Sein Betragen war ehrfurchtsvoll, aber förmlich, seine Rede einsylbig, trocken, sein Ton

eintönig. Sie hörte, sein Herz gab die Musik den Tönen nicht.

Warum haßt ihn auch meine Mutter? dachte sie und wendete sich von allen ab.

Warum halten sie ihn hier? rief sie heftig, da sie allein war.

Am andern Morgen sah sie ihn mit ihrem Bruder zu Pferde vor dem Regimente. Sie erkannte ihn erst nicht; denn er war in seiner Husarenuniform, aber ohne alle Abzeichen seines Militärranges.

O wie schön war der junge Held! Er hielt wie nachdenkend eine Zeit lang vor dem Regiment. Auf einmal sah er den Fürsten am andern Flügel. Sein Pferd brauste in die Luft, und dahin flog er als trügen ihn die Genien des Ruhms zum Himmel.

Sie wendete sich ab, sie sagte bitter: warum hassen sie ihn denn? und aus dem festen Auge schlug der Unmuth und die Liebe Blitze und Thränen. Weil er einen Thron verdient? weil er mehr verdient als einen

Thron — Sie hob schon die Hand, um sie auf ihr Herz zu drücken und zu sagen: dieses Herz!

Sie streckte die Hand weit von sich, und ging in ihr Zimmer, mit den Thränen noch im Auge; aber das Auge blitzte nicht mehr.

So blieb es acht Tage, acht flammen-, qualenvolle Tage, und wo sie ihn sah, mußte sie ihn immer um etwas mehr lieben, auf der Jagd um den frohen Muth, um die unbesorgte, jugendliche Verwegenheit, womit er den Hirsch, über jedes Hinderniß, laut jauchzend, alle andern ermunternd, verfolgte; im Konzert um das feine Graziengesicht, womit er die schönste Musik still lobend bezeichnete; im Schauspiel um das Schauspiel voll aufgeregter Leidenschaften auf seinem eignen Gesicht, um das rasche Gefühl seines Herzens für Lust und Schmerz.

Sie mußte ihn lieben; da schwieg ihr Stolz, und alle sanfteren Empfindungen brachen auf einmal aus ihrer Seele hervor, wie

im Frühling aus einem Felsen Blumen hervor gehn. Mit diesem erweichten Herzen trat sie vor ihre Mutter, bei der die Zeit den verfeinerten Anstand der Zurückhaltung in festes Eis verwandelt hatte, und fragte sanft: warum hassen sie ihn denn?

Ich habe dir nichts zu sagen, mein Kind, sagte die Mutter über die Schulter weg: aber vergiß nicht, was du dir schuldig bist! Und schellte, um das Gespräch abzubrechen.

Und Er, Albert, verehrte den Stolz der Königsenkelin, den er für Jungfräulichkeit hielt. Er redete gern mit ihr. Hätte er ihr einen Fürstenstuhl zu bieten gehabt, er würde sie geliebt haben. Eine Ahnung davon spielte wie ein Traum um ihre Seele, und sie fragte bitterer, warum hassen sie ihn denn? In ihren Träumen stieg sie schon von dem Fürstenstuhl herab in der Gestalt einer arkadischen Hirtin und tauschte Liebe um Liebe, Herz um Herz, und unter den süßen Spielen der Phantasie schlugen die Flammen der Liebe in ihrer

Seele lodernd auf. Die Mutter sah es zuerst, und Albert mußte fort.

Antonie kehrte von der Abschiedskur — so verwandelte die Mutter den Frühling der Liebe, den Abschied der Liebenden in den starren Winter — in ihr Zimmer zurück. Sie kniete vor ihrem Sofa, sie legte die brennende Stirn und das nasse Auge auf die atlassenen Kissen.

Die Mutter, welche die blassen Wangen und die weicheren Augen der Tochter sah, sagte nichts als nur ein Mal: wer soll die Fürstin achten, wenn sie selbst vergißt, daß sie Fürstin ist?

Da raffte sich Antonie gewaltsam auf, nicht der Mutter Gebot zu vollziehen, sondern ihrer Bitterkeit Raum zu geben; aber das Vertrauen zwischen Mutter und Tochter war von diesem Augenblick an todt. Die Liebe, die Freude verließ die fürstlichen Säle und die kalte Pracht und die erstarrte Form blieben allein zurück. Nur die einsamen Minuten

weihte die junge Fürstin der geheimen Liebe noch.

Antonie verfolgte ihn, mit ihren Blicken nur, auf sein Landgut, dann nach England. Dann sah sie ihn eine Viertelstunde lang wieder, da er Abschied nahm zu seiner Reise mit Dreiberg nach Italien.

O diese kurzen Minuten gossen alle Flammen der lang genährten stillen Liebe aufs neue über ihr Herz, aber keine Hoffnung.

Albert reiste ab. Er kam nicht über die Alpen; am Hof glaubte man ihn in Italien. Da fing der Fürst an zu kränkeln. Niemand wußte davon als die Mutter und der Leibarzt. Sein Uebelseyn wurde bedenklich. Man verbarg es. Aber je tiefer der Fürst nach und nach in das Dunkel des Familienbegräbnisses hinab sank, desto höher stieg jetzt Prinz Albert in den Himmel der nahen Hoheit vor der Fürstin Blicken empor.

Sie überlegte, daß Albert noch als Unterthan am Hofe erscheinen mußte, nicht als

Fürst, wenn der Fürstin Plane ausgeführt werden sollen.

Man fragte, wo ist er? Niemand wußte den Ort zu nennen, wo er war.

Des Prinzen Kassirer wurde gefragt, wohin er ihm das Geld sende.

Der Prinz sendete aber ihm Anweisungen, die keine Ortsunterschrift hatten.

Nun wurde die Sache ernsthaft. Eine Freundin seiner Mutter lebte am Hofe.

Man fragte sie, die man nicht gern hatte fragen wollen. Man gab ihr den Befehl an den Prinzen, sogleich zurück zu kommen, und bat sie, den in seine Hände zu bringen.

Ich höre seit zwei Jahren nichts von dem Prinzen, war die Antwort: als daß er in Rom seyn soll. Ich will sehen, ob mein Brief und dieser Befehl ihn treffen wird.

Sie erhielt Antwort aus Rom, daß der Prinz nach Sizilien abgereist war.

Aber er mußte gefunden werden.

Man erfuhr auf seinem Landgute den Namen Dreiberg, des Prinzen Reisegefährten. In Dreibergs verlassenem Hause sein Verhältniß mit Märzners. Bei Märzners erfuhr man den Namen Kloster Lanzau, und Dreibergs eigentlichen Namen, Freiherr von Müllinen.

In Lanzau hörte man die Entführung des schönen Fräuleins von Bruchsal, und die Fürstin, welche die Aebtissin selbst sprach, kam sogar aus der Beschreibung der Aebtissin, von den beiden Herren, auf die Vermuthung, daß der Prinz Albert mit Dreiberg den Namen vertauscht und das Fräulein auf eigene Rechnung entführt hätte.

Das wurde Gewißheit, da die Fürstin die Aebtissin in die Gallerie führte, wo des Prinzen Bild in Lebensgröße hing.

Die Aebtissin erkannte es den Augenblick, und seine Erzählungen vom Wiener Hofe machten die Gewißheit unumstößlich.

Dein Bruder ist krank, sehr krank, hob die Fürstin mit gerunzelter Stirn an.

O mein Gott! rief Antonie. Gestern noch —

Dennoch sehr krank. Und dann ist Albert sein Nachfolger.

Das soll heißen, wenn mein Bruder todt ist? — O meine Mutter! o theurer Bruder!

Hast du geglaubt, daß Fürstenhäupter nicht unter dem Verhängnisse stehen? Alles hat sich geändert. Ich wollte du wärst ruhig.

Gott, wie kann ich ruhig seyn, bei der schrecklichen Nachricht!

Du schienst einmal eine Art von Neigung für Albert zu haben?

O wie könnt ich in dieser Minute davon reden? in dieser entsetzlichen Minute!

Fühlte die Mutter nur den entweichenden Thron, oder verbarg nur die Eisrinde der Dezenz jede Welle des Mutterherzens. Auf ihrem Gesicht voll Majestät war nicht ein Zeichen des Mitleidens mit Antoniens Schmerz.

Sie fuhr ruhig fort: die letzte Handlung deines Bruders muß seyn, deine Hand in des künftigen Fürsten Hand zu legen, und so gibt die Hand des Verhängnisses dir, was es dem Bruder nimmt, und mehr, die Erfüllung eines so selten gewährten Wunsches. Die Männer aus unserm Stande sind die Besitzer der Größe, wir ihre Opfer. Es freut mich, wenn du das Opfer nicht wirst.

O mein Gott, theuerste Mutter, sein Tod wäre so gewiß? O du theurer, theurer, o zu theurer Bruder!

Jetzt geh! du kennst deine Bestimmung. Ich habe noch viel mit dir abzureden. Aber jetzt geh! Sie schellte, und Antonie, nur an den geliebten Bruder denkend, ging in ihr Kabinet, allein zu weinen: das Elend der Großen.

Nein, die Mutter hatte kein Herz, da sie in der zweiten Session, der Tochter, die zwischen der Liebe zu Albert und dem Mitleiden mit ihrem Bruder hin und her gerissen war, die Entführung des Fräuleins von Bruchsal

durch den Prinzen, ihren künftigen Gemahl, kalt und ruhig, wie eine Hofintrigue erzählte.

Du mußtest das wissen, fuhr sie fort, obgleich sie das erblassende Gesicht der Tochter sah, um sogleich deine feste Stellung als Fürstin zu nehmen, als Mutter des künftigen Thronerben. Die Gemahlin ist ein Titel, nichts weiter. Fürstin und Mutter ist sehr viel, wenn du weise bist.

O ich wollte man senkte mich mit meinem armen Bruder in die Todtengruft, wo das Herz nicht mehr schlägt. — Wer ist dieses Fräulein Bruchsal?

Eine glatte, schmeichelnde Schlange, der du nichts entgegen zu setzen hast als die Majestät deines Ranges — desto besser, wenn der Prinz so gut ist, wie du meintest. Du hast auch mit seinem Günstlinge zu kämpfen, einem Herren von Müllinen, dem Kuppler der Leidenschaft des Fürsten und des Ehrgeizes der Buhlerin. Das ist der Fürsten unentgehbares Verhängniß und unsers.

Ich schlage die Fürstenkrone und seine Hand aus.

Das kannst du nicht. Es ist so beschlossen. Und darum bitte ich dich, bleib ruhig und mache dich nicht zur Fabel der Welt, die das tadelnde Auge beständig auf uns richtet.

Die Session war zu Ende, und in Antoniens Brust lagerte sich ein brennender Haß gegen das Fräulein Bruchsal und den Herrn von Müllinen.

Sie sprang auf, sie rief in einer stolzen Stellung. Es sey denn! Es sey! Aber fühlen soll die Schlange und der ehrlose Kuppler, daß ich Fürstin bin. Ich war seine Parze, so sagte er selbst. Ich will es seyn. Ich will nichts von ihm, nicht Vertrauen, nicht Liebe. Fahrt hin ihr schönen Götter des Lebens. Aber will er mich betrügen, so will ich schrecklich mein Geschlecht, meine Würde und seine mißbrauchte Macht rächen. O, setzte sie weicher hinzu: damals, da ich als sein Geschick vor ihm stand, damals war es noch Zeit, damals

lächelten mir die Genien des Glücks noch. Jetzt? nun wohlan denn. Das Geschick hat mich auf den Kampfplatz gerufen. Muß ich das Opfer meines Standes werden, so sollen sie die Opfer meiner Macht werden. Soll ich weinen, nun, beim Himmel! so soll er und sein Kuppler und die Schlange nicht lachen! Wohlan denn!

Sie stand unendlich stolz da im Gefühle ihres mächtigen Willens. Sie vergoß keine Thräne mehr, und die Liebe bewegte vergebens die weichen Flügel in dem stolzen stürmenden Busen.

Aber die Fürstin wußte noch immer nicht, wo Albert war. Obgleich sie geduldig jedem Faden nachging, der sie zu ihm leiten konnte.

Sie forschte in Eibenbüttel, Dreibergs Gute. Sie hörte die Geschichte seiner Jugend, daß der ehrgeizige Jüngling seinem Oheim entlaufen war, seine Verheirathung mit einer Bürgerlichen, sein einfaches Leben. Sein Ehrgeiz suchte also eine höhere Bahn als die

gewöhnliche. Sie hörte von seiner Vertraulichkeit mit dem Prinzen, daß sie sich sogar du nannten.

O seh einer, rief sie erbittert: den verwegenen Thoren!

Sie hörte von Johannens Feindin, der Aebtissin, Johannens Charakter beschreiben, sie sah den Brief, den Dreiberg im Namen von des Fräuleins Tante geschrieben hatte. Sie zitterte vor der Arglist, vor dem tiefversteckten Ehrgeiz, vor der schamlosen Dreustigkeit dieses verworfenen Paars, in dessen Netzen der künftige Fürst, und der künftige Gemahl ihrer Tochter ging.

Sie brachte die Meinung, die sie von Dreiberg und Johannen hatte, Antonien bei; aber ihre Furcht nicht.

Antonie lächelte, und auf dem stolzen Gesichte lag die Ruhe ihres Plans der Rache.

Der Prinz blieb verschwunden, obgleich sie jetzt gewiß wußte, er war nicht in Italien; denn Dreiberg war ja erst seit einigen Wochen

von seinem sterbenden Bruder abgereist, auf einen Brief, der ihn einem vertrauten Freunde zu Hülfe gerufen hatte. Das hatte Wilken erzählt. Wohin er gegangen war, wußte Niemand.

Wilken beschrieb Dreibergs Charakter mit noch dunklern Farben. Denn er zitterte vor seiner Zurückkunft.

Die Fürstin glaubte, der Prinz wollte nicht früher erscheinen, als nach dem Tode des Fürsten, — wollte wohl gar — und das fürchtete sie am meisten — die Hand ihrer Tochter dann ausschlagen, was Antonie wünschte, und mitten in dieser heftigen Bewegung ihres Herzens kam ein Brief von Albert an den Fürsten, worin er seine Ankunft ankündigte.

Ein Felsen war von ihrem Herzen weggewälzt, und auf Antoniens Herzen blieb er drückend liegen.

Die prächtigsten Zubereitungen wurden gemacht. Der ganze Hof war in Bewegung.

Die Fürstin sah es sogar den zeichenlosen Gesichtern ihrer Höflinge an, daß man den nahen Erben des Throns erwartete. O wie stolz er nun da stehen wird unter der feilen Schaar! sagte sie ängstlich.

Da kam er endlich; ihr Herz schlug, und Antonie saß weinend in ihrem Kabinette.

Er trat in den Saal. Aller Blicke flogen ihm ehrerbietig entgegen. Er war ein wenig blaß, ein schöner Zug von einem stillen Kummer lag auf seinem Gesichte. Aber mit seiner gewöhnlichen Ehrerbietung flog er auf die Fürstin zu, entschuldigte sein langes Ausbleiben mit der Weite des Weges.

Die Fürstin führte ihn in das Kabinet des Fürsten. Er fand ihn in einem Sessel, bleich, matt, mit einem Hermelinmantel bedeckt.

O mein Gott! rief er, das Auge mit den stürzenden Thränen der Fürstin zuwendend: so find ich Sie, mein gnädiger Herr!

Der goldne Fürstenhut an dem Stuhle oben, der Hermelinmantel, und der sterbende Fürst zwischen beiden ergriff ihn so.

Der Fürst, der ihn nicht gehaßt hatte, und den der nahe Tod jetzt noch weicher machte, streckte ihm die offnen Arme langsam entgegen, und sagte leise aus kochender Brust: so findet Sie auch einst eine Stunde, die Ihres Todes!

Albert wendete schluchzend, laut schluchzend das Auge von dem Sterbenden gen Himmel, und dann in einer Empfindung, daß er ihm dennoch wohl Unrecht gethan, kniete er vor ihn und drückte die kalte Hand an seine zitternden Lippen.

Es war in dem Allen ein so offnes Geständniß des warmen Mitleidens, des theilnehmenden Schmerzes, daß der Fürst sogar, mit einer Art des Vorwurfs, zu seiner Mutter sagte: o sehen Sie wohl, liebste Mutter. O komm, Albert, komm an meine Brust. Laß mich es vergessen, daß ich Fürst bin. An meiner Brust, die kaum Athem genug hat für die

Wahrheit, dem heiligen Erbtheil der Todesstunde, und keinen Athem mehr für Heuchelei — an dieser Brust will ich dir meine geliebten Unterthanen übergeben. O sie werden wohl mit dir fahren, Albert; denn du bist auch ein Mensch.

Nein! nein! rief Albert schluchzend: Gott wird von diesem theuren Haupte den Tod abwehren.

Nein! nein! Aber Sie könnten mir noch eine Freude mit in den kalten Sarg geben, Vetter: den Brudernamen. Ich könnte befehlen; ach Albert, das kommt mir jetzt so übermüthig vor; so will ich bitten. Ich möchte Antonien, meiner Schwester, gern den edlen Albert als Schutzengel hinterlassen. Das Wohl des Landes — Sie sehen Albert. O mein Tod ist nahe, laßt ihn mir das Herz unter einer Freude brechen. Albert!

Eine Todtenblässe überzog Alberts Gesicht; aber er verhüllte sie hinter sein Tuch. Dann richtete er sich empor, er kniete vor der

Fürstin und sagte sanft: dann dürfte ich Eure Hoheit ja Mutter nennen! Er küßte ihre Hand.

Und das heißt ja, Albert? fragte der Fürst.

Ja, mein Bruder, und sinke ich dir nach ins Grab, dann will ich dir Rechenschaft ablegen, wie weich ich meiner Gemahlin Leben gehalten habe. O so theile ich heute mein Leben unter Schmerz und Freude.

Gebe Gott, nur unter Freude, ich will Euch gern den Schmerz abnehmen. — O Mutter, sehen Sie denn wohl. Ich wünschte Antonien zu sehen.

Die Mutter ging.

Darf ich wahr seyn, Prinz Albert? Es heißt ein Fräulein Bruchsal —

Das ist vorbei! ganz vorbei. Hier ist meine Hand und meine Fürstenehre zum Unterpfand! Es ist vorbei! Sonst — hier richtete er sich hoch empor und richtete die blitzen-

den Adleraugen auf den Sterbenden — sonst stånde ich nicht hier.

O Gott sey gelobt! rief der Fürst und faltete die Hände.

Antonie weiß doch nichts?

Wie wollte sie? o mein Bruder! mein Bruder! So laß denn mein Grab alles bedekken, was böse war. Du warst unschuldig, du bist es. O ich wußte es ja!

Hier brachte die Mutter Antonien.

Antonie! rief sie, da sie zu ihr ins Kabinet trat, und in ihren Augen standen noch die Thränen der Rührung: Antonie, es ist alles gut! O ich wollte, du wärst zugegen gewesen. O wir haben ihm doch wohl Unrecht gethan! O er ist gut!

Ich that ihm nicht Unrecht! sagte Antonie kalt. Befiehlt er mir zu kommen?

Wie meinst du das, Antonie? Dein sterbender Bruder wünscht deine Hand in die Hand des Mannes zu legen, der dich liebt!

So lassen Sie uns eilen! Der mich liebt!

O wie bist du! Du hättest sollen die Worte hören, die er sagte: wie er im Grabe deinem Bruder Rechenschaft ablegen wollte, wie weich er Antoniens Leben gehalten. O du hättest sollen seine Thränen sehen.

Ich werde die Zukunft sehen, Mutter, und Sie werden sie auch sehen. Lassen Sie uns gehen; obgleich der Gang der schwerste meines Lebens ist.

Sie trat zu ihrem Bruder und Albert ins Kabinet. Albert kniete vor ihr, und legte lange die Lippen auf ihre Hand, um seine heftige Bewegung zu verbergen; dann sagte er mit weicher Stimme: von jetzt an will ich Ihnen alle duftenden Blüthen des Lebens pflücken, um Ihre Stirn damit zu krönen.

Antonie hatte auf Kälte von ihm gerechnet. Diese demüthige Wärme, womit er sie empfing, hielt sie für einen Betrug, und sie fühlte eine Verachtung in ihrer stolzen Brust

gegen ihn. Sie stand fast leblos da, obgleich ihr Herz gewaltig in Liebe schlug.

Der Fürst, der nur die Hälfte, die Liebe seiner Schwester wußte, wurde irre; aber er legte ihre Hände zusammen und sagte noch ermatteter: ich gab dir das Höchste und das Theuerste, was ich hatte, Albert, meine Krone und meine Schwester! Vergiß dieser Stunde nicht und deines Versprechens. Ich fordere Rechenschaft.

Ich gebe sie dir, und Antonie soll mein Richter seyn! —

Die Verbindung wurde vollzogen, und die Freude darüber brach des Fürsten Herz.

O hätte Antonie die Namen Bruchsal und Dreiberg nie gehört! Die Liebe und die Jugend hätte sie beide gerettet.

Die häufigen Arbeiten des jungen Fürsten, die jetzt keinen Aufschub litten, schienen ihr eine ihm willkommene Absonderung von ihrer Gesellschaft; der edle Ernst des Fürsten schien ihr der versteckte Haß des Gemahls. Sie liebte

ihn unaussprechlich; aber sie zitterte vor jeder kommenden Minute. Sie brachte ihr Dreibergen und die Buhlerin.

Des Fürsten kleinstes Geschäft wurde mit scharfem Auge beobachtet.

Er schrieb viel; aber einige Briefe schrieb er nur spät am Abend, und sein Kammerdiener, den er mitgebracht hatte, brachte diese Briefe heimlich zu Pferde weg, und reitende Boten, die Niemand kannte, brachten die Antwort. Diese Briefe entsiegelte der Fürst mit glühender Hast, und las sie mit einer unendlichen Rührung.

O hätte Antonie gewußt, wie unschuldig der Fürst war.

Seine Johanne hatte, troz seiner Anstrengung, ihr seine Unruhe zu verbergen, gemerkt, daß in seinem Herzen etwas Großes vorging.

Sie trat zu dem Prinzen und Dreiberg, die überlegten, ins Zimmer mit einem lächelnden Engelsgesicht.

Ich will wissen, lieber Albert, ich muß ja wissen, was dir ist. O mein edler Freund, ich hätte dir meine Hand nicht geben müssen, wenn ich nicht gefaßt darauf war, daß dein Rang in der Hand des Geschicks — Sie konnte nicht vollenden; aber sie lächelte fort.

Es kommen Briefe, es gehen Briefe, die du mir verbirgst. Ich verlange von dir jedes Opfer der Liebe, aber nicht alle Opfer der Ehre. Das höchste Opfer der Liebe ist ja Glauben an die Geliebte. Albert, o das gib mir. Laß mich keine Minute meines Lebens glauben, du warst gegen mich in einem geheimen Bunde. Rede! Rede! ich will Rede.

Das ergriff die Herzen der beiden Männer, und der Prinz, Johannen in seine Arme nehmend, redete. Er erklärte ihr den nahen Tod des Fürsten.

Und du bist dann sein Nachfolger? fragte sie ein wenig erblassend, ein wenig bebend. Und diese Johanne, sagte sie leise, aber lä-

chelnd: kann, darf mit dir den Thron nicht besteigen?

Nein, sagte der Prinz fest: das Opfer hångt nicht von mir ab, Johanne.

Hab ich es verlangt? O gewiß nicht. Du bist Fürst, und in jedem Monate sey nur einen Tag deiner Johanne liebender Albert, ich bin glücklich.

Der Prinz erklårte ihr mit liebendem Eifer, daß er entschlossen, fest entschlossen sey, sie nie zu verlassen, daß er eben darum in der tiefsten Verborgenheit bis an den Tod des Fürsten leben müsse, um jeder Bedingung auszuweichen, die ihm der Fürst, als sein Herr, machen könnte. Und warum, rief er mit leuchtenden Augen, und drückte Johannen fester an seine Brust: und warum nicht auf immer? Nicht wahr, Johanne, du folgst mir, wohin ich mit dir dem Throne auf ewig entfliehe.

Denk an den Namen Heinrich! sagte Dreiberg ernst.

O Dreiberg, rief Johanne eifrig: o nennen Sie ihm keinen andern Namen als meinen. Ich habe ihm mehr zu bieten, als ein Thron ihm geben kann. Wir fliehen, mein Albert, wir fliehen, übers Meer, in die freien Wälder von Amerika; dort an dem schönen Strome, an Ohios Ufern, bauen wir unser Haus, deinen Thron! O Dreiberg, lesen Sie nur, was Albert mir gestern vorlas.

Wir fliehen! rief Albert. Es ist beschlossen, wir fliehen.

Und über dein Volk herrsche dann der wollüstige, verschwenderische, der menschenverachtende Heinrich mit seinem grausamen, zu Eis gewordenen Herzen. Er mache dann aus dem Hofe ein wildes Bacchanal und aus dem Lande eine Einöde! Und wir sind glücklich am Ohio! Meinst du, dahin werden die Seufzer deiner unglücklichen Unterthanen nicht dringen? Denkst du, dort willst du die Geißelschläge nicht hören, womit die harten Treiber des Fürsten das letzte Eigenthum den gemarter-

ten Unterthanen entrissen? Meinst du, du wirst die Flüche nicht hören, welche die Unglücklichen hinter dir her schleudern werden?

Johanne erblaßte. Sie sprang auf. Sie streckte die Hände verabscheuend von sich. Albert wollte sie an seine Brust ziehen. O nein, rief sie: laß Dreiberg reden. Laß ihn reden! Ich fliehe nicht, Albert, wenn nur Eine Lippe dir sagen darf: bleib! O meinst du denn, Albert, ich hätte nicht gewußt, daß du einen doppelten Namen hattest: Albert und Fürst! Sagtest du mir nicht am Grabe meiner Tante, die entscheidende Nacht, du gäbest mir alles, nur deinen Namen nicht? Reden Sie, Dreiberg! Wer ist dieser fürchterliche Heinrich?

Er war der nächste Erbe des Thrones nach Albert, ein Unmensch, ohne Ehre, ohne Treue, ohne Gefühl als für seine Lüste. So wurde beschlossen, sie wollten sich recht heimlich halten bis zum Tode des Fürsten, um der Verbindung Alberts mit Antonien aus dem Wege zu gehen. Johanne sollte dann unter

einem fremden Namen nahe bei der Residenz erscheinen.

Der Prinz nahm schimmernde Farben zu dem Bilde ihrer stillen Liebe, Johanne auch; sie sah ihren geliebten Gemahl auf dem Throne. Sie waren glücklich.

Aber einen Morgen trat Johanne zu Dreiberg in den Garten mit ängstlichen Blikken. Diesen Morgen, sagte sie ihre Hand in seine legend: ist mir etwas Schreckliches eingefallen. Dieser Heinrich! Ich zittre vor seinem Bilde. Ist nicht Albert sterblich, Dreiberg?

Der Tod löst alle Pflichten, edle Frau.

Alle? alle, Dreiberg? Dreiberg, ich beschwöre Sie, seyn Sie wahr! Alle? Wäre ich nicht, würde nicht Albert dem Throne einen Erben hinterlassen, dem Volk einen Vater? O entsetzlich, wenn ich an Alberts Sterbebette stände, und ich, ich es war, die das Land verwaisete! Wäre ich nicht, Dreiberg, und er stürbe ohne Erben seiner Krone, so hätte Got-

tes Hand entschieden. Jetzt entscheidet Er oder ich! Ist das nicht fürchterlich? Begreifen Sie, in welcher Angst ich bin.

Dreiberg wendete sich ohne Antwort ab; denn eben diese Vorstellung fiel zuweilen wie ein Geier an sein Herz. Auch Albert hatte schon ein Paar Mal gesagt, und mit einer Stimme, die den Gang seiner quälenden Gedanken zeigte: Dreiberg, ich bin sterblich!

Reden Sie, Dreiberg! rief Johanne, und wendete sein Gesicht zu sich. Reden Sie!

Er schwieg, sie kalt betrachtend.

Reden Sie! drang sie in ihn mit steigender Angst.

Da sagte er endlich mit centnerschweren Worten und kaltem Blick: das muß Johanne entscheiden. Niemand anders! Fühlst du das wohl, Johanne? Entscheidet das Albert, so folgt ihm die Verzweiflung auf den Thron und ins Grab. Das mußt du entscheiden, Johanne! du! du! du! nicht Er! Hüte dich! nicht Er!

Er riß sich verzweifelnd von ihr los, und ging.

Johanne ging in die Einsamkeit und entschied. So hat kein Selbstmörder über sein Leben entschieden, nicht mit dieser Höllenangst. Aber sie entschied, das edle Weib. Die Liebe entschied, die reinste, die himmlischste Liebe. Sie ging geduldig in den dunkeln Abgrund hinab.

Nach drei Tagen kam sie zu Albert, mit dem Entschlusse, sich von ihm zu trennen, in dem zerrissenen Herzen. Sie hatten sich eingeschlossen. Sie blieben mehrere Stunden zusammen.

Da trat endlich Albert hervor, bleich, als stiege er aus dem Grabe, er faßte Dreibergs Hand; aber er konnte sie vor Beben nicht halten. Er wollte reden, die zitternden Lippen versagten ihm den Dienst.

Dreiberg, sagte er endlich: jetzt weiß ichs, es gibt eine Unsterblichkeit, und wenn für keinen, doch für Johannen. Ich übergebe sie

dir, Dreiberg, o du mein Freund! Ich übergebe dir meine Tochter! Ich sehe sie nicht wieder. Hat das Glück aufgehört, so ist die Tugend nicht schwer. Ich habe dem Glück entsagt. Ich gehe in die Residenz. Ich gebe Antonien meine Hand. O du verlaß das Weib nicht, den himmlischen Engel nicht, Johannen nicht. Sie ist die Sonne auf Erden. Alle Sündenregister des menschlichen Geschlechts sind abgethan durch sie. Ihre Hand hat sie zerrissen. Die reinsten Geister finden im ganzen Himmel nichts so Schönes als die weinende Johanne! Und wenn ich nun verzweifeln muß, so wird diese Verzweiflung, die sie mir gab, mich aufrichten. Ich werde der edelste Fürst seyn, weil ich der unglücklichste bin.

Ich weiß — sagte Dreiberg. Ich bleibe bei ihr. Geh! Geh! Unglücklichster und glücklichster aller Menschen! Geh! dir bleibt eine Hoffnung, die Niemand auf Erden hatte, wie du, die Hoffnung auf das Grab. Geh! Geh! Sey was du willst, Bettler oder

Fürst, fallen wirst du nicht: die reinste Liebe, die treueste Freundschaft steht an deiner Seite. Geh! geh!

Albert schrieb an den Hof; dann ging er, entschlossen, das edelste Opfer eines weiblichen Herzens nicht mit dem kleinsten Seufzer zu entweihen. Er bestieg den Thron, mit dem seligen Gefühle, daß er ihn verdient hatte. Er schloß Antonien an eine treue Brust; aber Antoniens Herz war voll Mißtrauen und Rache. O hätte sie ihn gekannt!

Ach das Opfer war dennoch für Beide zu schwer.

Albert behandelte seine Gemahlin mit dem hohen, übermenschlichen Gefühle, das Opfer seiner geliebten Johanne nicht zu schmählern. Aber er konnte ihr Mißtrauen nicht überwinden. War er zärtlich gegen sie, so faßte der Gedanke ihr Herz: o wenn er ohne Liebe so zärtlich seyn kann; wie mag er die Buhlerin geliebt haben! wie mag er sie noch lieben! Der Eifersucht schwärzester Geist zer-

riß ihr Herz, ihr Stolz hielt seine Liebe für Mitleiden.

Ach, er mußte ja wohl oft diese stolze, harte, kalte, ernste Frau mit Johannen vergleichen, die wie ein liebendes, freundliches Kind an seinem Herzen hing. Er betrachtete oft mit ernsten Blick seiner Gemahlin schönes Göttergesicht, die edlen Züge, denen nichts als Leben fehlte, und Glück, und beschloß ja, das Glück ihr zu geben; sie hielt seinen ernsten Blick für den Wunsch nach dem wollüstigen Mädchen, das seine Liebe, die heiße, flammende Liebe seiner Jugend und seiner Neigung getheilt hatte, wohl noch theilte, und in ihrem Herzen flammte Medeens Geist auf.

Erfahren, rief sie, wenn sie allein war: erfahren soll er es zum mindesten, daß er nicht ungestraft meiner spotten darf.

War in einem vertraulichen Kreise — und die Kreise des Hofes wurden vertraulicher und geistreicher — die Rede von der Freund-

schaft, so blitzte sein Auge auf, und er sagte: ich habe einen Freund gefunden!

Den Kuppler seiner Lüste!

War die Rede von der stärksten und schönsten Leidenschaft des Lebens, der Liebe, so bedeckte er schweigend das Auge, und ihres flammte von geheimen Haß.

Sie brachte das Gespräch selbst oft auf diese beiden verhaßten Gegenstände. Sie mahlte mit bedecktem Schmerz die Verzweiflung eines Mannes, den der Anstand aus den Armen der Geliebten reißt, bloß um nur immer mehr Zeugen seiner Untreue, seines Hasses gegen sie zu haben.

Die Mutter, die das Gift gesäet hatte, wunderte sich, daß Gift aufging. Sie warnte.

Antonie, sagte sie: dein Gemahl brachte das Opfer, das seine Geburt von ihm forderte und brachte es mit dem Anstande eines Fürsten und eines Mannes von Ehre. Bring deines auch so. Er ist gebietender Fürst, Antonie.

Laß ihn nicht merken, daß es in seiner Gewalt steht, sein Leben anders zu wenden.

Sie sah ihre Mutter an und sagte bitterlächelnd: ich will lieber den Tirannen, als den Heuchler. Gegen den Tirannen ist mir alles erlaubt, dem Heuchler soll ich verzeihen, und muß ihn noch dazu verachten! Mit einem kindischen Lächeln kann ich es ja erzählen, Mutter, denn vergessen werde ich es nicht, daß vielleicht der Engel der Liebe unsre Herzen für einander bestimmt hatte: wer trat da zwischen unsre Herzen? wer?

Du vergißt, mein Kind, daß ich deine Mutter bin, sagte die Mutter ein wenig schmerzlich.

Wahrlich nicht; aber die Mutter vergaß ein Mal, daß ich ihr Kind war, und nun möge der böse Geist das Geschick weben, was ich nicht gesponnen habe. Ich hatte Gold für ihn auf der Spindel, fuhr sie mit blitzenden und irren Blicken fort: o ich Prophetin! Er sagte mir ja ein Mal: bist du des Schicksals hohe

Göttin, so sage mir mein Geschick. Mutter, da antwortete ich ihm, ohne zu wissen, was es bedeutete: ich kenne das Geschick nicht! Ich webe es nur!

O welch ein Geist sprach von meinen Lippen. Ja, ich bin die Weberin seines Geschicks.

Kannst du entfliehen? fragte ich weiter: gehst du nicht dem Untergange entgegen? — — Gott, wer weiß denn Mutter, was ich webe? Wußten Sie denn, was Sie webten?

O mein Gott, Kind, wie redest du?

Wie eine Kassandra, den Untergang eines Königshauses! sagte sie stolz und ging davon.

Da bereute die Mutter zum ersten Male den alten ungerechten Haß. Vergebens. Die Parze spann mit ruhiger Hand den dunkeln Faden der Eifersucht, des Hasses, der unbelohnten Liebe und der Rache fort.

Was die junge Fürstin so erbitterte, war der Begriff, den sie sich von dem Fräulein Bruchsal machte. Sie war in dem strengsten Abscheu gegen alle Ausschweifungen, besonders

ihres Geschlechts, von ihrer harten Mutter erzogen. Sie wußte ja nicht, daß Johanne mit Albert verheirathet gewesen, und daß der Fürst die Ehe durch einen Akt seiner Würde getrennt hatte. Sie hielt die Mätresse ihres Gemahls für eine Nichtswürdige, und seinen Freund, Dreiberg, für noch nichtswürdiger, für den Kuppler einer fremden verbrecherischen Lust. Daß ihr Gemahl noch einen Briefwechsel mit seiner Mätresse unterhielt, daß er sie von Zeit zu Zeit besuchte, war ihr ja ganz gewiß.

Denn von Zeit zu Zeit ritt er mit seinem Kammerdiener, der verschwiegen war wie das Grab, weg, und dann blieb er zwei Tage aus, und dann kam er heiterer und doch stiller wie gewöhnlich wieder. Wohin sie ritten, wußte Niemand.

Die Fürstin war zu stolz, zu edel, um dem Fürsten auflauern zu lassen. Aber die rasende Furie des Lebens, die Eifersucht, riß sie bei einem kleinen Anlasse weg.

Sie trat in das Kabinet des Fürsten und ihr Auge blieb sogleich starrend an einem Gemählde hängen, was sie hier zum ersten Male sah.

Es war das Gemählde einer Vestalin, in Lebensgröße, die am Altare der Göttin das heilige Feuer bewahrt.

Halten Sie das für eine Idee? fragte sie die Hofdame, die sie begleitete, sehr ruhig. Die Hofdame, die sich auf die Kunst verstand, antwortete: nein, das ist ein Portrait. Für eine Idee ist sie nicht schön genug, obgleich die Frau sehr schön ist.

Die Frau? Warum denn Frau?

Nun, so scheints mir; und betrachten Sie das Kind, das am Boden mit den Blumen spielt, wie ähnlich der Mutter! Wunderschön, Mutter und Tochter!

Antonie suchte nach des Vaters Zügen in des Kindes Gesicht und — o übermenschlicher Schmerz! — fand sie.

Sie fragte den Kabinetslakaien: wie lange hängt das Bild hier?

Seit zehn Tagen.

Sie rechnete. Er war vor zehn Tagen zurück gekommen.

Wer hats gemahlt?

Ich weiß es nicht. Der Kammerdiener hats gebracht.

Antoniens Herz zuckte in tausend Dolchen, und die Rache ergriff den Dolch. Aber sie wollte Gewißheit.

Die Aebtissin aus Lanzau erschien am Hofe. Die Fürstin ging mit ihr ins Kabinet ihres abwesenden Gemahls. Die Aebtissin warf einen Blick auf das Gemählde und fuhr zusammen.

Kennen Sie das Portrait? fragte Antonie lächelnd.

Nein! nein! antwortete sie klug.

Sie erschraken doch, da Sie es sahen.

Eine entfernte Aehnlichkeit —

Die schon mehrere bemerkt haben, mit einem ehmaligen Stiftsfräulein aus ihrem Kloster. Den Namen habe ich vergessen. Ein schönes, sehr schönes Gemählde, abgesehen davon, daß es ein Portrait ist.

Jetzt glaubte die Aebtissin auf festem Boden zu gehen; denn Antonie war so ruhig.

Und wer kanns auch ein Portrait nennen? sagte Antonie. So schön ist kein Mädchen.

Es ist sehr geschmeichelt.

Nicht wahr; obgleich der Obrist — wie heißt er? — der das Mädchen gekannt hat, versichert, das Fräulein von Bruchsal — ja so heißt sie — sey noch schöner gewesen. Sie finden es also ähnlich?

Nun ja, bis auf die Vestalin! schlug die Frau heraus und erschrak. Aber Antonie wollte nicht mehr wissen.

Das Gespräch war zu Ende. Die Aebtissin, überhäuft von der Gnade der jungen Fürstin, reiste wieder ab, und Antonie sagte,

die Hände in einander fallend: so tief bin ich gesunken! Bin ich nicht einmal einer größern Täuschung werth? Dort hängt sie, vor ihrem Bilde schreibt er ihr seine Briefe! Vor diesem Bilde steht er und lächelt, und vergießt die Thränen seiner Liebe, und bringt dem Bilde die Huldigungen, die er der treuen, tugendhaften Frau verweigert. Wie? diesen Hohn darf sich die nichtswürdige Buhlerin erlauben? Denn sie, oder — gleichviel — der elende Kuppler hat es ihm gesandt. Fürchten sie etwa die Treue, die Tugend, der edle Stolz der Fürstin und der Gemahlin werden so lockend seyn als ihre schmeichelnden Küsse, als ihre buhlerischen Umarmungen, als ihre alles vergessende List und Lust? O fürchtet nichts. Denn ich habe nichts, als mein Ehrgefühl, ein reines Herz, die keusche Zurückhaltung meines Geschlechts, die ich nie entehrt habe. Aber zittre dennoch, du Elende, und der noch Elendere, der ehrlose Kuppler, der es wagt, die Verbindung seiner Fürstin zu zerreißen, zu lachen, da, wo ich weine, zu triumphiren, wo ich verspottet

werde! O Himmel! Nun dann! Ich webe sein Geschick, und Eures, verworfene Ungeheuer! Seine Macht schützt Euch nicht. Ich bin noch mächtiger. Ich habe mein Geschlecht, meinen Stamm, den Namen, den ich führe, und — o Gott! — meine heiße Liebe zu rächen.

In dem Hause eines Privatmanns hätten harte Worte, Vorwürfe und Thränen den großen Streit ausgemacht; hier aber griff der Zorn nach allen Waffen, welche die Macht verleiht, und Antoniens Macht erreichte den höchsten Gipfel. Sie gebahr den Erben des Landes. Ihr neuer Titel: Mutter des Fürsten, Landesmutter, erhöhten ihre Macht und ihren Haß. Sie erfuhr bald, wohin der Fürst immer reiste. Aber von der Aebtissin hatte Antoniens Mutter das Gespräch über Johannens Portrait. Sie sah ihrer Tochter Haß, den sie ihr nicht verbarg. Sie erfuhr mehr, und sie hielt es für Zeit, dazwischen zu treten, ehe die Kassandra ihren prophetischen Fluch erfüllte.

Sie ging zu dem Fürsten. Ich bin jetzt, hob sie feierlich an: an der schwersten Minute meines Lebens, und wer weiß, ob nicht auch Sie, ob nicht auch eine Person, die wir beide achten, an der Schwelle eines schwarzen, unglückschwangern Tages stehen. Das Gemählde dort ist das Portrait einer Frau, die mit Ihnen vielleicht in einer zu theuren Verbindung stand. Dieser Anfang, sehen Sie, mein Sohn, vor dem Sie erröthen, sagt Ihnen, daß ich ein ganz rücksichtloses Vertrauen zu Ihrem Charakter und zu Ihrer Klugheit habe. Sie hatten ein Mal Recht, mir nicht zu trauen; das möchte ich jetzt gut machen, was ich damals versah. Sie haben außer dem Original zu dem Bilde noch einen Menschen, an dessen Geschick Sie einen nahen Antheil nehmen. Darf ich Ihnen den Namen nennen? der Herr von Müllinen. Ich vertraue Ihnen, daß diese beiden Personen in einer sehr dringenden und großen Gefahr sind. Der unbezwingliche Haß einer Frau, die ich liebe, zärtlich liebe, und deren Namen, und deren

Verhältniß zu Ihnen Sie gewiß ehren wollen —

O gewiß! gewiß! Es ist das Ziel meines Lebens, es ist der Lohn meiner Entsagung. Aber reden Sie!

Dieser Haß hat die Gefahr für zwei Menschen nahe herbei geführt. Nur eine schnelle und weite Entfernung, nur die allertiefste Einsamkeit kann diese beiden Ihnen theure Menschen retten! Wie groß die Schuld auch hier oder auf der andern Seite seyn mag — lassen Sie uns nicht untersuchen, lassen Sie uns retten, was zu retten ist. Meine Tochter liebt ihren Gemahl, mit einer Leidenschaft, für die das Portrait hier wohl zu viel war.

Weiß sie denn —

Alles! O alles! Auch das ist meine Schuld. Meine Tochter liebte Sie mit dieser glühenden Leidenschaft schon seit Jahren, und verbarg sie in dem glühenden, verwundeten Herzen. Ich kannte diese Liebe und spottete statt zu trösten. Wir Fürsten verlernen wohl hier

das Herz hoch genug zu achten. Das war meine Schuld. Ihre Schuld ist das Portrait. Ich fühle wohl, daß ich Sie durch mein Vertrauen zum Herrn und furchtbaren Richter über mich und Ihre Gemahlin mache; aber ich sah kein anderes Mittel, uns alle zu retten. Retten Sie Ihre Freunde; aber schnell; aber weit hin, ist es möglich in ein weit entferntes, fremdes Land, wohin unsre Macht nicht reicht.

Weiß man den Aufenthalt des Originals zu dem Bilde?

Noch nicht; aber man weiß den Ort, wo Sie Müllinen sehen.

Ich danke Ihnen, theure Mutter. Sie haben einen Sohn gewonnen, und haben Ihrer Tochter den Gemahl erhalten. Ich hatte mit dem Bilde Unrecht.

Ich will Sie um das Bild bitten; es ist so schön, es gefällt mir so sehr! sagte sie lächelnd.

Der Fürst sah sie starr an; dann sagte er mit einem Seufzer: nehmen Sie es! nehmen

Sie es. Sie ließ das Bild holen, und der Fürst ritt mit seinem Kammerdiener, wie gewöhnlich, weg.

Er fand Drelbergen auf einem kleinen Jagdschlosse mitten in einem dicken gehegten Forste.

Er erzählte ihm die Unterredung mit der Fürstin.

Also das wars? das?

Was wars? was meinst du?

Diesen Morgen ging ich im Walde, Ihnen entgegen, mein Fürst, ein Schuß fiel, und die Kugel ging mir durch den Hut.

Meuchelmörder? O das ist zu viel. Nein, das trennt uns auf ewig!

Johannens Portrait war gegen die Abrede, war zu viel, nach dem was wir wußten. Johanne ahnete sogleich die Folge. Ich habe gewarnt. Du kanntest den spitzesten Dolch, den der Schmerz hat, in einer Frauen Herz, und sie dingt einen Rächer für den verächtlichen, unbestraften Kuppler, für den Verführer

ihres Gemahls. Da find ich Rechnung gegen Rechnung ziemlich gleich, und Schuld? Eine Frau weiß nicht was Meuchelmord ist. Eine erbitterte Frau kennt die Rache nur, des Mannes Ehre wiegt sie nach Karaten ab. Ich will der blinden Wuth so viel verzeihen, als dem kalten, rächenden Ehrgefühl. Ist Rache unrecht, so ist ein Sonnenstäubchen schwer genug, um die Hölle zu verdienen. Eifersucht! Hast du sie je gefühlt? diesen lachenden Satan, der dem Menschen immer zuruft und dem heißen Herzen: verhöhnt! verhöhnt!

Alles wurde verabredet, und Dreiberg verschwand mitten in einer dunkeln Nacht in den Kleidern eines Bauern.

Er verließ mit Johannen in aller Stille das Gut, wo sie gelebt hatten.

Dreiberg brauchte so viel feine Vorsicht, ihre Abreise nicht allein, sondern auch ihren Weg zu verbergen, daß er ganz unbeobachtet in der Schweiz ankam, und am Züricher See für sich und seine kränkliche Frau, die auf dem

Lande leben sollte, ein Landhaus miethete, das die Aussicht auf dem See hatte, und von der Landstraße ganz entfernt in einem lieblichen Thale lag.

Er nannte sich Dubois, war ein Kaufmann aus Thorn in Preußen, seine Frau aus Bretagne in Frankreich, die aber in der Jugend ihr Vaterland schon verlassen hatte.

Dreibergs Korrespondenz mit dem Prinzen war vollkommen gesichert.

Die Fürstin sah Johannens Portrait bei ihrer Mutter hängen. Sie fragte nicht. Die Mutter erzählte ihr das Mährchen, daß ihr das Bild so gefallen, daß sie ihr Wohlgefallen geäußert, und daß der Fürst es ihr den andern Tag gesendet hätte.

So? sagte Antonie gleichgültig: ja, es ist recht hübsch.

Die Eifersucht zieht ihr Gift auch aus ihren eigenen Heilmitteln.

Auch meine Mutter? sagte sie, ihre Hände auf das beklemmte Herz legend: auch meine

Mutter wird die Dienerin dieses verachteten Weibes? Ihr Zorn ergrimmte noch mehr, daß man es wagte, sie wie ein unmündiges Kind mit einem so unwürdigen Spiele beruhigen zu wollen.

Sie hatte nun endlich heraus gebracht, wo das verächtliche Weib, das aus ihrem Leben ein Spiel machte, wohnte. Sie hatte Anstalt getroffen, sie für die Zukunft unschädlich zu machen — denn Antoniens Haß ging bei weitem mehr auf den Kuppler — da hörte sie, sie war fort, entkommen.

Niemand konnte ihre Spur finden, Niemand nur errathen, wohin sie ihren Weg genommen.

O, sagte sie stolz: ich wußte ja, ich hatte es mit einen Paar arglistigen, ränkevollen Betrügern zu thun, und die mir dienen, sind ehrliche Leute, die für ihr Geld noch immer zu viel zu thun glauben.

Der Fürst war ein Paar Mal willens, seiner Gemahlin ganz offen alles zu gestehn.

Die Mutter mißrieth es. Die junge Fürstin glaubte sich von allen betrogen. Ihre Liebe verwandelte sich in Haß, dann in eine stolze Gleichgültigkeit. Sie zog sich zurück für die Erziehung ihres Sohnes, wie sie sagte; aber wenn sie bedachte — und wenn sie den liebenswürdigen, edlen Mann sah — so fiel es ihr ein — daß sie um das ganze Glück ihres Lebens betrogen war, und das heiße Herz erinnerte sie recht oft daran, wie schmerzlich betrogen: so nannte sie die beiden Namen Müllinen und Bruchsal, und sie verzweifelte über nichts mehr, als daß sie ihrer Rache entgangen waren.

Der Fürst ritt noch immer heimlich nach dem Jagdhause; aber er sah dort Niemanden. Aus dem Dorfe Lanzau ließ er zwei Bauerknaben erziehen; aber es waren wirkliche Bauerknaben einer häßlichen Bäuerin; doch hörten sie in Lanzau zu Hause. Gewiß waren sie in Verbindung mit dem Fräulein Bruchsal.

Die bestimmten Opfer ihrer Rache waren und blieben verschwunden; aber ihre Rache

starb nicht. Sie redete gegen ihre Vertrauten laut davon, daß sie Niemanden mehr haßte, als diese Beiden. Der Fürst erfuhr es, er seufzte; aber sie war die Weberin seines dunkeln Schicksals.

Dreiberg lebte bei Zürich mit Johannen und ihrer Tochter Ida. Er verschwieg Johannen, daß sie sich vor dem drohenden Hasse der Fürstin so tief verbergen müßten.

Hier aber, rings umgeben von den hohen Wundern der Natur, den furchtbaren Gletschern, dem drohenden Schneestuрze, den verwüstenden Bergströmen, und den stillen, ruhigen Thälern, hier dachte er nach über den unruhigen Traum des Lebens. Hier in den Alpen, die er sich als den Tempel der Freiheit und des Menschenglücks gedacht hatte, fand er so gut wie in seinem Vaterlande die wilde Herrschsucht thronen, nur in einen Nebel von bürgerlicher Mäßigung verhüllt.

Er fand nicht in dem edlen Bern, unter dem schönen Banner der Freiheit, die Freiheit;

nicht in Zürich, in keinem Kanton, sondern nur den mißtrauischen Uebermuth, die schlau verhüllte Gewalt der herrschenden Geschlechter. Nur in verborgenen, kleinen, armen Thälern, wohin die Macht nicht reichte und wo die Habsucht nichts zu finden wußte, fand er die Freiheit; nicht einmal in den Alpen, wo die Freiheit entstand.

Aber er fand, und das fing an ihn zu trösten, überall das Glück an dem häuslichen Altare der Hirtenhütten, und in einzelnen Pallästen. Er hörte in den Thälern und auf den Höhen das Freudengejauchz der Jugend, die noch froheren Seufzer der Liebe; er sah die unbesorgten Spiele der unschuldigen Kinder; die geistigen, großmüthigen Freuden der Hausväter und Mütter an den künftigen Geschlechtern, und die leisen Gespräche der vergnügten Alten von der bessern Zeit ihrer Jugend, und diese mächtigen Freuden standen nicht unter der Gewalt der Herrscher. Das war die reiche Ausstattung, die Gott jedem kleinen Erdenleben gegeben hat.

Wohin Dreiberg sein Auge schlug auf der Erde, überall sah er dasselbe Schauspiel. Die unmenschlichste Grausamkeit kann die freudigen Stunden nur verkürzen; aber nicht ganz rauben.

Das wäre es! rief er, die Arme über die Brust kreuzend, und seinen hellen Blick auf dieses frohe Schauspiel, was vor ihm lag, richtend, wo nach dem schweren Tage der Weinlese das junge Volk nach Einer Geige tanzte, die Kinder rings umher sich jagten, die Väter, Mütter und Alten mit frohen Augen, wie er selbst, die Szene der Freude betrachteten.

Das wäre das Leben? Das wäre sein glorreiches Ziel, diese immer wiederkehrenden, kleinen, holländischen Gemählde des Lachens und der Freude? die der Sarg verschlingt und die Wiege wieder hervor bringt? Dazu wäre das Menschengeschlecht? nur dazu? Nein! o nein! O du hoher Gott, nein, so schön das Schauspiel auch ist, so laß mich nicht glauben, daß dieser Traum das Ziel deiner Allmacht ist.

Was denn? was denn? rief er, seinen Blick von dem Tanz zu den Alpen wendend, deren hohe Wipfel die Abendsonne vergoldete. Nein! rief er: wie dort die Spitzen in den Himmel empor ragen, so muß das Menschengeschlecht zu Gott empor steigen, durch eine Menschlichkeit, die auf Freiheit gegründet ist. Das ist unser Ziel! das ist meines! und jedes Menschen, der die Würde des Menschen und die Majestät seines Schöpfers fühlt. An dieses Ziel muß ich dringen! Ihm gehören meine Wünsche, meine Kräfte, meine Thaten.

Aber nun warf er die Augen auf die Erde wieder, und überall stieß er auf den Anblick der Knechtschaft. Und wollte er auch sein Leben opfern für die Freiheit: was halfs ihm. Der Mensch blieb gefesselt, man zog die Kette nur fester an.

Er sann fort. Er durchlief die Geschichte. Er erschrak, da er bei den Völkern, die er für die freiesten der Erde gehalten, Griechen und Römern, das Heer der Sklaven erblickte, die

das Gesetz an ewige Fesseln geschlossen hatte. Er konnte lange die Vourtheile seiner Jugend nicht hingeben, daß in Deutschland, daß in Europa mehr Freiheit ist, mehr Menschlichkeit als in Athen und Sparta war. Aber er gab sie zürnend hin. Und nun warf er triumphirend den erheiterten Blick auf das freiere Amerika.

O, rief er entzückt: der Mensch wird das stolze Ziel erreichen. Er wird! wenn nicht heute, doch nach einem Jahrhundert, nach einem Jahrtausend. Und so, rief er: o so tanzt, o so liebt, o so freut Euch, so lange bis die Palme des Ruhms, der Eichenzweig der Freiheit, der Oelzweig des ewigen Friedens erworben ist!

Aber wie jetzt?

Er erhob sich zu dem Gedanken, daß der Mensch nie das letzte Ziel seines Geschlechts aus den Augen verlieren müsse. Er sah nach und nach ein, daß das hohe Glück der Menschheit nicht von dem Erkennen eines einzelnen

Menschen, nicht von seinem edelsten Willen, und wäre ihm nicht Eine Spur von Eitelkeit und von Herrschsucht zugemischt, ausgehen könne. Er erhob sich nach und nach zu dem Gedanken, daß sogar nicht ein großes Volk die Freiheit des unendlichen Geistes allein erringen könne, daß Gewalt — obgleich er muthig genug war, die Gewalt, für den Helden das Ehrenvollste, zu wählen — daß dennoch die Gewalt nichts fördere, daß einer wohl das hohe Ziel sehen, daß aber nicht Einer, nicht Tausende, sondern alle das Ziel erreichen müßten.

Und wann wird das seyn? fragte er sich betrübt. Wird das jemals seyn? Wann wird es seyn? fragte er Johannen.

Wenn alle denken, wie Sie, Eduard! sagte Johanne lächelnd. Wenn alle, alle das Ziel erblicken, und wenn alle überzeugt sind, daß an diesem Ziele das Glück für alle und für jeden wohnt. Nicht eher.

Er sah sie an; und er fühlte, es war die Wahrheit, die sie so leicht und lächelnd gesagt hatte. Unterricht also, Aufklärung des Volks, wie aller Völker, wie der ganzen Menschheit, über Pflicht und Recht, ist das stille, aber einzige Mittel, das Ziel zu erreichen. Tausende mögen voreilen; ihre lauten Stimmen dienen nur, die Menge zu belehren, aber nicht, sie ans Ziel zu treiben. Sie bewegen sich; aber das Volk bleibt ruhig, bis endlich nur Eine Meinung aus dem ganzen Volk wiederhallt, und dieser Volksgeist ist ohne Macht allmächtig, ohne Gewalt Sieger, und ohne Revolution ist das Ziel erreicht!

Diese Gedanken waren der Gegenstand seines Briefwechsels mit dem edlen Fürsten, der das glänzende Ziel, wie er sah, und wie Dreiberg, menschlich und edel glaubte, es gebühre dem Menschen.

Dreiberg trauerte, daß er es nicht erreichen sollte; er trauerte, daß er rings um sich her die Herrschsüchtigen sah, die sich entgegen

stemmten, die Trägen, die schlummerten, statt zu arbeiten; daß jeder seine kleinen Feste feierte, ohne an das große Jubelfest der Menschheit zu denken.

Aber verzweifeln konnte er nicht; denn er lebte neben Johannen, die muthig das Edelste und das Theuerste, was sie gehabt hatte, geopfert hatte, und das schwere Opfer, das ihrer Seele tausend Seufzer und ihrem ganzen Leben die Freude kostete, nie bereute.

Johanne hatte ihre eigene kleine Welt verloren, und so hing sie sich an die hohe, große Welt der Ideen.

Sie milderte den Feuersinn Eduards, der immer wieder vorlaufen wollte. Sie zeigte ihm, was aller Menschen Pflicht sey, alles Gute in seinem Kreise zu wirken, und das Ganze der Vorsehung zu überlassen. Sie legte seinen regen Geist an schöne Blumenketten, sie übergab ihm die Erziehung ihrer Tochter Ida; denn sie fühlte immer mehr, daß der lange Schmerz die geheimsten Quellen ihres Lebens

nach und nach auftrocknete. Aber sie verschwieg es, sie verhüllte alles, die Ahnung des Todes, den leisen prophetischen Schmerz der Brust, die sanfte Ermattung ihrer Kräfte in ein heiteres Lächeln, und ihre Thränen in das Dunkel der Nacht.

Sie fühlte wohl, daß der thätige Dreiberg nicht eher fest an Ida gebunden seyn würde, als mit ihrem Tode, obgleich Dreiberg sich so viel Beschäftigungen machte, als es möglich war.

Er zog die Kinder aus den benachbarten Weinbergen an sich durch kleine Vergnügungen, der Eltern Herzen hatte er längst; denn er und Johanne waren der Aermern Wohlthäter und der Reichern gewisse Freunde in jeder Noth.

Dreiberg unterrichtete die Kinder nicht; er erzählte ihnen die Geschichten ihrer Vorfahren; mit welchem frommen, reinen Geiste die Freiheit im Gebirg gegründet würde, und wie nur dann dieser Geist der sparsamen Häuslichkeit, der strengsten Gerechtigkeit, der Einigkeit und Freundschaft unter Nachbaren das

stille Glück im Gebirge erhalten könnte. Er gab den älteren Knaben Bücher in die Hände, er lehrte sie schreiben. Er bildete ihren Geist, nicht mit unnützen Wissen, sondern mit einfachen Wahrheiten, und füllte ihre Brust mit dem Gefühl für Ehre und für das Wohl der Menschen.

Ach er war so glücklich, wie Johanne es tausendmal mehr war unter den weiblichen Kindern, den Gespielinnen ihrer Tochter.

Ihre Nachbarn nannten sie einen Engel, und sie war einer.

Dreiberg aber dachte mit Schmerz an seines Bruders Sohn, und an das Versprechen, das er seinem Bruder gegeben, seinen Sohn wie sein guter Genius zu umschweben, und ihm eine Frau zu geben, unschuldig, treu und gut, wie seine Mutter gewesen war.

Ich muß ja zu ihm, Johanne! rief er: ich muß zu meines Bruders Sohn!

Das sollen Sie! das müssen Sie, Eduard! Und wird er gut, Ihr Neffe, nur ein guter

Mensch: so soll Ida seine Frau werden, und Sie haben Ihr Wort gegen Ihren Bruder erfüllt.

Mit diesen Paar Worten eröffnete Johanne ihm eine glückliche Zukunft, und da jeder Mensch, um des Lebens froh zu werden, irgend einen Plan in die Zukunft, es sey was es wolle, und wäre es nur eine nichtige Träumerei, und sind denn alle unsre Plane viel mehr? — haben muß — denn die Natur hat das Jetzt am schwersten zu tragen gemacht — so wurde er wieder des Lebens froh. Er reiste nach Eibenbüttel unter dem Namen eines Zürichers Ausbürgers, Dubois.

Ehe er seinen sterbenden Bruder verlassen, hatte er mit dem Wachtmeister ausgemacht, daß ein weißes Tuch vom Dache des stillen Hauses ihm das Zeichen seyn sollte, er wäre da.

Der Wachtmeister, der von seinem Zimmer das Dach des stillen Hauses sehen konnte, hatte lange vergebens nach dem Zeichen ausgesehen. Endlich sah er es, und er ging mit frohem Herzen; denn Wilken, trotz dem Testa-

mente, hatte alle Mittel gebraucht, sich von dem alten Wachtmeister und dem Verwalter los zu machen. Er glaubte, sie wären mit dem verschwundenen Freiherrn im Bunde. Seine Furcht vor diesem unbekannten Schwager hatte sie noch so eben gehalten.

Der Wachtmeister ging Abends mit einer Laterne in das freiherrliche Grabgewölbe. Er stand ein Paar Minuten an dem Sarge seines guten Herrn. Dann öffnete er eine geheime Thüre, und stieg in einen gewölbten Gang hinab, der unter dem ganz schmalen Arme des Sees in das stille Haus hinauf führte. Den Ausgang ins stille Haus verschloß ein großer viereckter Stein, der nichts als eine feste Mauer schien, und den ein Uhrwerk mit Gewichten bewegte.

Da hatte Dreiberg den alten Hansen an seiner Brust.

Was macht meines Bruders Sohn, was macht er, mein Berchtold?

Hansen fing an zu beschreiben, wie gut der Knabe sey, wie gesund, wie geliebt!

Und wer erzieht ihn?

Hansen mit einem kleinen Triumph auf dem ehrlichen, muthigen Soldatengesicht, legte die Hand auf die Brust, und sagte: ich!

Ehrliche Seele, ich mag ihn in keine bessern Hände wünschen; aber ich meine, wer hat seinen Unterricht?

Hansen mit dem vorigen Gesicht sagte: ich, Herr Baron! Ich!

Und wie machst du das? fragte Dreiberg doch ein wenig kleinlaut.

Nun, ich lehre ihn vor Gott, als dem Herrn über alles, und vor seinem Gebot Respekt haben! sagte der Alte und die ehrwürdige Gestalt des Soldaten richtete sich hoch empor. Und mit allen Menschen, guten und bösen, Juden und Christen, Geld, Herz und Leben theilen; jeden Unglücklichen wie seinen Bruder halten, an jedes Verfolgten Seite muthig zu Hülfe treten. Ich denke, das ist Gottes Gebot.

Freilich! O ja freilich! Was weiter?

Subordination gegen die dunkeln Wege der Vorsehung; denn das ist Gottes Hand. Beim Unglück nicht heulen wie ein Weib, sondern unerschrocken da stehn, wie sein Vater, wenns auf eine Batterie los ging. Er stand, Herr Baron; denn er glaubte an Gott! Seine Ehre und den Namen seiner Vorfahren, von denen ich ihm erzähle, was ich weiß und — hier lächelte er ein wenig schamroth — ich erzähle ihm auch wohl allerlei davon, was ich nicht weiß — seiner Vorfahren Namen und Ehre unbefleckt ins Grab mit zu nehmen. Weiter wüßte ich doch nicht, was ein Mensch zu wissen brauchte. Denn das Uebrige, was ich ihm so erzähle, ist so mehr Zeitvertreib —

Nun das Uebrige?

Ei nun, Kriegsgeschichten und Hausgeschichten, weil Niemand weiß, was ihm begegnet, und daß man also zum Leben Muth gebraucht, und zum Muth gebraucht man Gott und ein reines Gewissen, und daß nur Schur-

ken sich mit Lügen und List und Betrug wehren, daß die Wahrheit und Worthalten und gerecht seyn gegen alle Menschen die Zierde des Menschen, und Mitleiden und Nachsicht und Vergebung die Krone eines Edelmanns sind.

Und Gott Lob, Herr Baron, meine Erziehung segnet Gott. Er kann einmal mit Ehren bei der Auferstehung unter die Freiherrn von Müllinen treten, das glauben Sie mir!

Hansen, der den Freiherrn ein wenig ungläubig sah, erzählte von dem Knaben allerlei Anekdoten, von seinem Muth, von seiner Güte, die so rührend waren, daß sie Dreibergs Herz ergriffen. Er konnte sich nicht ableugnen, daß Hansens Erziehung recht brav war, nicht ableugnen, daß sein Neffe, wenn er ein Mann würde, wie Hansen, ein edler Mann wäre.

Er wünschte nur, seinen Neffen ein Mal zu sehen. Das wurde verabredet. Auf lesen und schreiben kam Dreiberg nicht. Denn die Zeit eilte.

Nun aber kam Hansen auf Wilkens Plan, ihn und den Verwalter von dem jungen Freiherrn zu entfernen. Dreiberg versprach sogleich bestimmte Hülfe für diesen Fall.

Hansen erhielt seine Aufträge für die Zukunft, er sollte das Andenken an seinen Oheim in der Seele des Knaben nicht verlöschen lassen.

Das thue ich ohnehin nicht.

Er sollte seine Aufmerksamkeit auf das stille Haus richten.

O er fährt oft hieher, und denkt an Sie und an seinen edlen Vater.

Am andern Morgen begegnete Dreiberg seinem Neffen in Hansens Gesellschaft.

Dreiberg fragte nach dem Wege. Ein Gespräch knüpfte sich an, und Dreiberg, entzückt von dem stolzen Ernst des Knaben, und von der weichen Empfindung, die so warm durch sein Gespräch von Zeit zu Zeit durchleuchtete, drückte verstohlen Hansens Hand, und reiste mit frohem Herzen nach Zürich zurück.

Ein Paar Tage darauf, da Wilken, der zuweilen in die Residenz ging, weil man Nachricht von dem Freiherrn von Müllinen haben wollte, am Hofe war, sagte der Fürst zu ihm: ich intressire mich sehr, recht sehr, für den jungen Freiherrn von Müllinen, Ihren Mündel, Herr von Wilken, und besonders für den Artikel im Testament seines Vaters, daß der Wachtmeister Hansen und der Verwalter unter keinem Vorwande von dem Knaben entfernt werden sollen, bis der Oheim des jungen Freiherrn entscheidet. Merken Sie das, Herr von Wilken, es ist mein bestimmter Wille, daß das so bleibt.

Dreiberg erreichte durch diese kleine Unterredung noch mehr als er gewünscht hatte. Wilken wurde ungewiß über sein Benehmen gegen den Knaben. Er zitterte vor dem verschwundenen Oheim, vor dem kalten Ernst des Fürsten. Dem Wachtmeister würde Berchtold ganz überlassen, und Hansen, der das Herz des Knaben offen vor sich sah, war mit seiner Erziehung recht sehr wohl zufrieden.

Dreiberg ging mit seinem Plane um. Ida hörte in allen schönen Erzählungen von Helden den Namen Berchtold.

Dreiberg, wenn er mit ihr an dem Ufer des schönen Sees ging, erzählte dem jungen Mädchen vom stillen Hause im See, und auf diesem See, und in das stille Haus verlegte er alle Wunder der Feenwelt, im stillen Hause ließen alle Wege getrennter Liebender zusammen.

Im stillen Hause auf dem kleinen See wohnte einsam der Jüngling Berchtold, von allen Wundern der Schönheit, des Edelmuths und der Treue umgeben.

Ida's Mutter, die von dem langen, schönen Grame nach und nach immer mehr aufgerieben wurde, half in dem Spiel mit dem Reste ihres Lebens an der schönen Täuschung ihrer Tochter. Ach, sie wollte sie mit allen möglichen Banden an des treuen, edlen Dreibergs Herzen fest binden. Ihm, dem so kostbar geprüften Freunde, und einer so verhüllten, geheimen, mit so romantisch feinem Spiel

genährten Liebe, wollte sie ihre Tochter überlassen. Das verschwindende Leben verhüllte der Mutter die härteren Forderungen des Lebens an das Herz. Diese geheime Liebe schien ihr geistiger, himmlischer, mehr des Schutzes der Engel werth als eine irdisch entstandene. Sie half treulich an Dreibergs Plane mit, und die sanfte Ida hatte ja nichts dagegen.

Der Name Berchtold schien ihr so süß, als wäre er Musik. O, sagte sie oft freundlich, aus süßen Träumen erwachend: wann werde ich das stille Haus sehen, und den edlen Berchtold?

So waren die Jahre weggelaufen, und der Lebensquell Johannens floß immer leiser und langsamer. Keine Krankheit, kein Schmerz wagte es, an dieses reine, lilienweiße Leben die harte Hand zu legen; ein schöner Gram, eine trauernde Liebe lockten das Leben mit süßen Tönen aus der edlen Brust. Aber die schöne Blässe, die leise Sprache, die erhöhte Freundlichkeit, eine überirdisch begeisterte Phan-

tasie, die Ermattung machten doch endlich Dreibergen aufmerksam.

Was mir ist? sagte sie auf seine Frage. Ich sterbe mitten im Frühling.

Kein Arzt kannte ihre Krankheit. O Engel kannten sie nur.

Man trug sie an einem milden Frühlingstage unter die Blumen in einem Sessel. Dreiberg sah mit kummervollem Blick in die unendliche Ferne über den See stumm hinaus, Johanne mit sanfter Begeistrung in die ewige Ferne.

Ida stand neben ihrer Mutter, die Mutter lächelte und sagte leise: denk an Berchtold! Liebe ihn ja!

Dann schaute sie mit den großen, hellen Augen in die Blumen, auf den See, in die blühende Welt, dann an den reinen Himmel, wendete das irre Auge auf Gott, und sagte leise: ists nicht als sähe ich eine Morgenröthe am Himmel, Ida? Sie legte das Haupt an

die Lehne, sah mit schimmernden Augen Ida an, verschloß das Auge zum Schlummer. Die Brust athmete sanft, und nach zehn Minuten schrie Ida: Johanne ist todt, Vater. Die Mutter ist todt!

Er wendete sich, sah, legte kniend und schluchzend den Mund auf die kalte Hand.

Der Tochter sank das ohnmächtige Haupt auf das stumme Herz der Mutter.

So fanden die Nachbarn sie, und erweckten Beide zu einem langen Schmerze.

Nach einem Jahre, da ein Fremder bei Ida's Vater gewesen war, der, sie kannte ihn nicht, an ihrer Mutter Grabe mit einem unendlichen Schmerz gekniet und geweint hatte, der dann sie an sein Herz mit einer stillen aber glühenden Leidenschaft drückte und sagte: Ida, geliebte Ida, denk an Berchtold! da sagte ihr Vater: Ida, wir wollen zum stillen Hause! du sollst ihn sehen, Berchtold, der dich liebt, den du liebst.

Ida erröthete, ihr Auge schimmerte von einem geheimen Entzücken, von einer stillen Glut.

Sie reisten ab. Sie kamen endlich mitten in der Nacht in ein Wäldchen. Der Wagen hielt, sie stiegen aus. Der Vater führte Ida vor eine Kapelle, wo ein alter Mann mit ihrem Vater redete.

Der führte sie in einen unterirdischen Gang, und Ida und ihr Vater traten hervor in das stille Haus.

Ida erkannte es den Augenblick nach der Beschreibung, welche ihr der Vater gegeben; aber sie fragte nicht: werde ich ihn sehen? Ihr Herz pochte nur.

Sie ruhete ein Paar Minuten; dann sagte ihr der Vater, wer Berchtold war, und das Versprechen, was er seinem sterbenden Bruder gegeben, für seinen geliebten Berchtold eine unschuldige, tugendhafte Braut zu erziehen. Er erzählte ihr wieder, wie er, ihre Mut-

ter zu retten, seinen Bruder verlassen müssen, wie er bis an ihrer Mutter Tod bei ihr geblieben, und auch Johannen versprochen, ihrer Tochter Vater zu seyn. Der bin ich gewesen, Ida! Ich würde glücklich seyn, Kind, wenn du meinen Wunsch erfülltest.

Sie sagte noch dunkler erröthend mit bedeckten Augen: Vater, Berchtold, war meiner Mutter letztes Wort, und jener Fremde, der an Johannens Grabe so weinte —

Du hast deinen Vater gesehen. Er ist ein edler Mann, ein sehr unglücklicher Mann!

Also meinen Vater? o Gott! was werde ich noch hören müssen! Aber auch sein letztes Wort war: Ich sollte an Berchtold denken.

Und sagt dir dein Herz nichts, Ida?

Sie legte das glühende Gesicht an seine Brust.

Er fragte, ihr einen Ring mit dem Namen: Berchtold! Ida! zeigend: willst du ihm den Ring geben? Sie nahm ihn schweigend

an, und sagte in einer herzlichen Umarmung, da ihr Vater auf Antwort drang: ja!

Alles wurde vorbereitet, Ida stand idealisch gekleidet unter den Säulen des Hauses.

Sie sah den hohen, schönen Jüngling unter den Bäumen daher kommen. Ihr Herz gab ihm einen lächelnden Blick voll Liebe. Sie legte, ihn mit dem Myrthenzweige grüßend, Zweig und Ring auf die Säule. Dann verschwand sie in das Gewölbe, was hinter ihr sich verschloß.

Sie ging mit ihrem Vater durch das Gewölbe in den Park, stieg in den Wagen. Der Wagen rollte auf Nebenwegen drei Meilen fort. Und nach einigen Wochen waren sie wieder an Johannens Grabe. —

Dann erhielt Dreiberg durch Hansen Nachricht von dem Entschluß seines Neffen, davon zu gehen.

Dreiberg nahm zu seiner Nichte eine stille Predigerwittwe ins Haus, deren Charakter er

kannte; denn nun mußte er seinen Neffen begleiten, um ihn seiner Ida zu erhalten.

Er fand ihn auf der ersten Tagereise schon. Er hatte einen treuen, jungen Schweizer bei sich, der alles erfuhr, was Berchtold vorhatte.

So erwartete ihn sein Oheim an der Ueberfahrt über den Rhein nach Straßburg, und hier entschlossen sich Dreiberg, Berchtold und Dammann, die Reise nach Sempach und weiter mit einander zu machen. Sie reisten ab.

Ende des ersten Bandes.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Schilderungen des menschlichen Lebens in Erzählungen

Bd.: 9. Die beiden Freunde. 1. Bd. - 1819. - 322 S.

Halle u.a. 1819

P.o.germ. 783 s-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113341-6